Biblioteka
U. M. K.
Toruń
59838

15.6.1926.

Q.
58.

Hg 414

Stadt Bücherei Elbing

Richard.

MEYER'S UNIVERSUM

oder

die schönsten Ansichten der Erde

IN MONATLICHEN LIEFERUNGEN

jede geziert

mit

drey bis vier Stahlstichen

der

berühmtesten Künstler.

FÜNFTER BAND,

die Lieferungen 49 bis 60 enthaltend.

Text von

J. Meyer

Chef

des Bibliographischen Instituts.

VERLAG DES

Bibliographischen Instituts in Hildburghausen

AMSTERDAM PARIS PHILADELPHIA

Stadt Bücherei Elbing

Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Fünfter Band.

Hildburghausen, Amsterdam und New-York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1838.

BIBLIOTEKA U.M.K.T.A.
3109
Stadt Bücherei Elbing
BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTETU
59838
II

Stadt
Bücherei
Elbing

Die CATHEDRALE zu BURGOS
im Spanien

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghsn.

Eigenthum der Verleger

CLXXXIX. Der Dom zu Burgos.

Der rohe Mensch ist der Sklave der Natur; der Künstler macht sie sich unterthan. Indem er ihr blos Objektivität einräumt, behauptet er ihr gegenüber, als Erscheinung, seine Selbstständigkeit, als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seinen Gott. Die Gespensterlarve nimmt er ihm ab, welche den rohen Menschen ängstigt. Die finstere Höhle, welche der Indianer einem Gott-Ungeheuer gräbt, das mit der Stärke und dem Schrecken des Raubthiers die Welt verwaltet: in schöne Contouren zieht sie sich zusammen vor der griechischen Phantasie, und vor der christlichen Kunst verklärt sie sich zum Höchsten der Form, zum Symbole des Unendlichen und Unkörperlichen.

Es gibt keine erhabneren Aeußerungen der Herrschaft des menschlichen Geistes über die Materie, als die Wunder der gothisch-christlichen Baukunst. Alles an derselben hat eine symbolische, hieroglyphische Beredtsamkeit und Bedeutung. Hoch ragen die schlanken Säulenbüschel auf, immer mehre sich fest aneinander schmiegend, gleich den Säulen der heiligen Haine; und wie der Dom zum Himmel hinstrebt — in's All, in das Unendliche, so soll der Geist des Menschen im Dome zum Allmächtigen sich erheben und durch Gebet und Betrachtung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Keine Verzierung, weder eine innere, noch äußere, ist zufälliger Schmuck. Bis auf das Monstranzhäuschen, welches, von kostbarem Metall, den Tempel im Kleinen wiederholt, ist Alles religiöse Bildersprache — Alles Heiligthum.

Betrachte diese Kathedrale. Sie ist der Triumph der christlichen Kunst, und schon der Blick auf das kleine Bild erfüllt dich mit Bewunderung und Ehrfurcht; fordert dich auf, dein Gemüth zu sammeln aus der Zerstreuung des Irdischen, und dich zu bereiten zu Gebet und Andacht. Sie ist wahrhaftig ein Haus des Allerhöchsten.

Ganz Spanien, das an schönen Kirchen so überreiche, besitzt keinen herrlicheren Tempel. Schon zur Zeit des Columbus sang ein spanischer Dichter:

Burgos ist der Städte Krone,
Burgos' Cid die Kron' der Ritter,
Burgos' Dom die Kron' der Kirchen.

Armes Burgos! Was damals dich zierte und ehrte, ist auch heute noch dein Schmuck und dein Ruhm! aber du selbst, du alte Hauptstadt Kastilien's! bist nur noch ein Schatten von Ehedem, ein Bettler, der im Königsmantel einhergeht. — Nichts Erhabneres, als der Anblick von Burgos aus der Ferne, dieses Waldes von prachtvollen gothischen Thürmen, die der Stadt das Ansehen geben, als wäre sie ein großer Pallast des lebendigen Gottes. Aber kömmt man in die Stadt selbst, wie grell ist der Gegensatz! Die Straßen sind unregelmäßig, größtentheils enge, schmutzig; viele sind ohne Pflaster; die Entvölkerung (von den 80,000 Einwohnern in den Tagen ihres Glanzes sind 7000 übrig!) fällt mit allen ihren Merkzeichen sogleich in die Augen. Selten begegnet man einem Vorübergehenden, und in den Hauptstraßen wächst Gras! Es gibt eine königliche Kammer für Manufakturen und Handel; aber der größere Verkehr und die Fabriken haben hier längst aufgehört, und jene mit Richtern und Assessoren reichlich versehenen Collegien füttern nichtsthuende Sinekuristen. Für das ewige Heil der Hand voll Bewohner wird durch 24 Kirchen und durch 22 Klöster und Abteien gesorgt! Die Klöster nehmen ganze Straßen ein, und die öftere Wiederkehr ihrer unabsehlich langen Fronten mit vergitterten und verschlossenen Fenstern und Thüren, in welchen, seit Aufhebung der religiösen Orden, keine menschliche Seele mehr haust, vermehrt die Einsamkeit. Vor der Unterdrückung der geistlichen Corporationen zählte Burgos über 900 Mönche. Man konnte sagen: die ganze Stadt sey ein großes Kloster. —

Tief haben die priesterlichen Sitten hier Wurzel geschlagen und noch ist ihr Gepräge unverwischt. — Du siehst keine lachende Miene auf den Gesichtern der Vorübergehenden; die meisten haben den Ausdruck eines stupiden Ernstes, der die Langeweile und Gedankenlosigkeit als Gott verehrt. Hier ist keine der Vergnügungen zu finden, an die der Fremde in jeder größern Stadt gewöhnt ist. In Burgos gibt es keine Bälle, keine Salons, keine Unterhaltung und keine Intelligenz. Bleich und matt schleichen die Nachkommen des großen Cid durch ein Leben, dessen Thatenlosigkeit den Namen schändet, auf den sie stolz sind. Sie haben die Erinnerung an's Große nicht verloren; aber der Sinn und die Begeisterung dafür scheinen ausgestorben zu seyn.

Doch, wenden wir das Auge weg von dem Nachtgemälde der Stadt und kehren es der Kathedrale zu, die uns an diesem Orte wie eine himmlische Erscheinung vorkommt! Dieser wundervolle Bau, durch dessen hohe Pforten die

Bevölkerung von Burgos sich wie das Blut durch das Herz bewegt, ist zugleich der Centralpunkt des hiesigen Lebens.

Die Zeit der Erbauung der Basilika fällt in das 13., 14. und 15. Jahrhundert. 250 Jahre unermeßlichen Fleißes und überschwenglicher Kunst reichten hin, ein Werk harmonisch zu vollenden, dessen tiefe Zweckmäßigkeit und hoher Ernst des Plans; dessen kühne und wohlverstandene Anordnung und unendlicher Ideenreichthum in Schmuck und Verzierung, eben so sehr mit Bewunderung erfüllen, als die Größe der Masse Erstaunen abnöthigt. Der Wunderbau, welcher aussieht, als wäre er von der Hand eines Benvenuti Cellini aus leichter Filagränarbeit zusammengefügt, bildet doch eine Steinmasse so groß, daß sie nur von wenigen christlichen Kirchen übertroffen wird. Des Doms Länge mißt 320 Fuß, die Breite 216, und die Höhe der beiden das Portal überragenden Thürme ist nicht weniger als 170 Ellen. Auf der Mitte des Kreuzes erhebt sich der Hauptthurm mit acht Pyramiden. Ueber den zwei Eingängen des Kreuzarms ist, 120 Fuß über dem Boden, eine Gallerie zwischen zwei, mit hohen durchbrochenen Pyramiden dekorirten Pfeilern, so daß das ganze Gebäude eigentlich zwölf Thürme zählt. Sie sind alle ohne Kern und jeder wird von acht schmalen, sich im Knopfe vereinigenden und schließenden Rippen gebildet, welche wieder durch leichte, in Zweigen, Blumen und tiefsinnigen Verzierungen ausgebreiteten Horizontalrippen mit einander verbunden sind. Aus jedem Knopfe tritt eine Blume. Sinniger Gedanke des Meisters, mit den Symbolen der Unschuld sey das Gotteshaus zu krönen!

Das Innere des Doms, obschon der Dünkel der neuern Kunst und des verdorbenen Geschmacks manches verändert und entstellt hat, ist des grandiosen Aeußern würdig. Keine Hand breit Raum ist ohne Verzierung, und doch ist dieser unendliche Reichthum keineswegs ermüdend, oder läßt den Gedanken an Ueberladung zu. Die Mannigfaltigkeit in den Formen, sowohl des Schnitzwerks von Holz, als der Figuren von Stein, ist so groß als die Zartheit ihrer Ausführung. Auf eine wunderliche, oft rührende Weise mischt sich das Groteske in die Darstellungen der ernstesten Gegenstände der Religion und des Lebens, eine Eigenthümlichkeit, der man, als Element der mittelalterlichen christlichen Kunst, in den bedeutendern Schöpfungen derselben allwärts begegnet.

Ich schweige von den Schätzen, welche in diesem Gebäude bewahrt liegen; von den Heiligen-Bildsäulen aus Silber, den mit Edelsteinen verzierten goldnen Kirchengefäßen, Meßgewändern, Kleidern der Madonna und ihrer heiligen Frauen ꝛc. ꝛc. — Der Erzbischof, der, nach dem von Toledo, die erste geistliche Würde im Reiche verwaltet, ist der Hüter des Schatzes: — aber was das Dekret der Cortes nicht vermochte, den todten Schatz heben, das wird die Anarchie, sobald sie, der wenigen Fesseln baar, ihre höllische Mission in dem unglücklichen Lande vollendet.

Nicht so groß als der Reichthum an Juwelen, Gold und Silber, ist der an Malereien in dieser Basilika. Doch enthält sie einige Hauptwerke der Kunst: eine Magdalena von Raphael und ein wunderschönes Bild von Michel

Angelo, — die heilige Jungfrau in Lebensgröße, — in deren Darstellung dieser große Maler des Riesigen, Geisterhaften und Furchtbar-Erhabenen gezeigt hat, daß dem wahren Genie nichts mißlingen kann, auch wenn es Gegensätze wagt.

Von spanischen Meistern ersten Ranges ist wenig hier zu finden.

Doch ist's nicht die Kunst, auch nicht der nur an den Gallatagen der Kirche sichtbare Juwelenschatz ist's, welcher die Bevölkerung von Burgos täglich in der Kathedrale versammelt. Eine Handvoll Asche und ein Häuflein Knochen, solche sind's, welche die magnetische Kraft verbergen, die die schwerbewegliche Masse herbeizieht. Keine Kirche in Spanien rühmt sich eines größern Reliquienschatzes, als der Dom von Burgos: und keine Bevölkerung hängt fester am Glauben ihrer wunderthätigen Kraft. Es ist dieser Glaube so mit ihren Vorstellungen verwachsen, daß selbst unbedeutende Geschäfte des Lebens ohne Gebet zu einem Arm- oder Wirbelknochen eines Heiligen nicht verrichtet werden können. Deshalb trifft man in der Kathedrale täglich ganz Burgos an. Man muß zu allen Stunden hineingehen; denn zu allen Tageszeiten bietet sie neue und unerwartete Scenen dar. Die Kirche ist so groß, daß in acht der Kapellen (jeder Heilige hat eine besondere) zugleich Kirchendienst gehalten werden kann, ohne daß einer den andern im mindesten durch vernehmbares Geräusch störe. — Der frühe Morgen gehört dem Pomp der Messe an, der mit einem Luxus gefeiert wird, welcher mit der Pracht des Orts übereinstimmt. Scharf stechen die rothen und weißen Kleider der amtirenden Priester gegen die schwarzen, imposanten Kleider der Kanonici ab, und wenn man die lange, von 12 Chorknaben getragene Schleppe des Erzbischofs sieht, denkt man gewiß eher an einen Fürsten dieser Welt, als an den Jünger des Weisen, welcher nicht so viel sein nannte auf Erden, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Gegen Abend, wenn die Strahlen der sinkenden Sonne den buntbemalten Scheiben der hohen Fenster einen goldnen Lokalton verleihen, der ein verklärtes Licht über den ganzen Raum verbreitet, naht die Lieblingsstunde des einsamen Gebets. Frauen, in ihre Mäntel eingehüllt, kommen und entfernen sich leisen Trittes, und vor den entlegensten Altären knieen die schlanken, verschleierten Gestalten und vergießen die Thränen geheimen Schmerzes zu den Füßen der wunderthätigen Schreine und Bildsäulen. Sobald die Dämmerung in's Dunkel sich verliert, ändert sich abermals die Scene. Das Kommen und Gehen wird unruhiger; die schwankenden, bald zu süßer Wehmuth stimmenden, bald feierlich rührenden Flötentöne der Orgel scheinen zugleich zum Gebet und zur Liebe zu rufen. Dieß ist die Stunde der Intrigue und in das Schluchzen der Rührung mischen sich oft die Seufzer des Verlangens. —

Von der Gallerie des großen, mittlern Glockenthurms übersieht man die ganze Stadt und das umliegende Land. Burgos hat nicht den kahlen, öden Anblick der Städte in Aragonien und Neukastilien, die man von dem Genius der Wüste erbaut glauben sollte. Malerisch liegt es am Fuße eines in pittoresker Masse sich erhebenden

Felsenhügels, den die uralte Königsburg der Beherrscher Altkastiliens krönt. Der klare Arlanzon trennt die eigentliche, von Mauern und Gräben umgebene Stadt von den Vorstädten. So weit das Auge reicht, ist eine lachende Gegend, Reichthum an Grün, kraftvolle Vegetation und — ein seltener Anblick in Spanien — majestätischer Baumwuchs. Sorgfältige Kultur darf man freilich nicht erwarten; aber auch nicht deren widrige Wirkung. Denn blickt die Hand des Menschen, welche die Natur der Regel unterwirft, zu sehr hervor, dann ist's um einen Theil des Malerischen einer Landschaft schon geschehen. Die phantastische Freiheit in Spanien steht ihr immer besser an, als ihr geschmeigeltes Wesen in Holland. — Die Dörfer liegen weit aus einander; dichter zusammen aber rücken Klöster und Villas, meistens ansehnliche Gebäude, in reizender, eine freie Aussicht beherrschender Lage. Ihre weißen Giebel und die hohen, schön geformten Glockenthürme durchbrechen und überragen die dunkelgrünen Blättermassen, mit denen sie, wie von heiligen Hainen umgeben sind; hie und da breiten sich einige einzelnstehende, riesengroße Kiefern fächerartig aus, wie Palmen des Südens. Die Aussicht reicht gegen Abend hin, durch das breite Flußthal, bis zum 20 Stunden fernen Valenzia; nordöstlich aber ist sie beschränkt und geschlossen durch die nahe Sierra, die Wasserscheide zwischen Ebro und Duero, von welchen Strömen jener sein Wasser dem mittelländischen, dieser dem atlantischen Ocean zusendet.

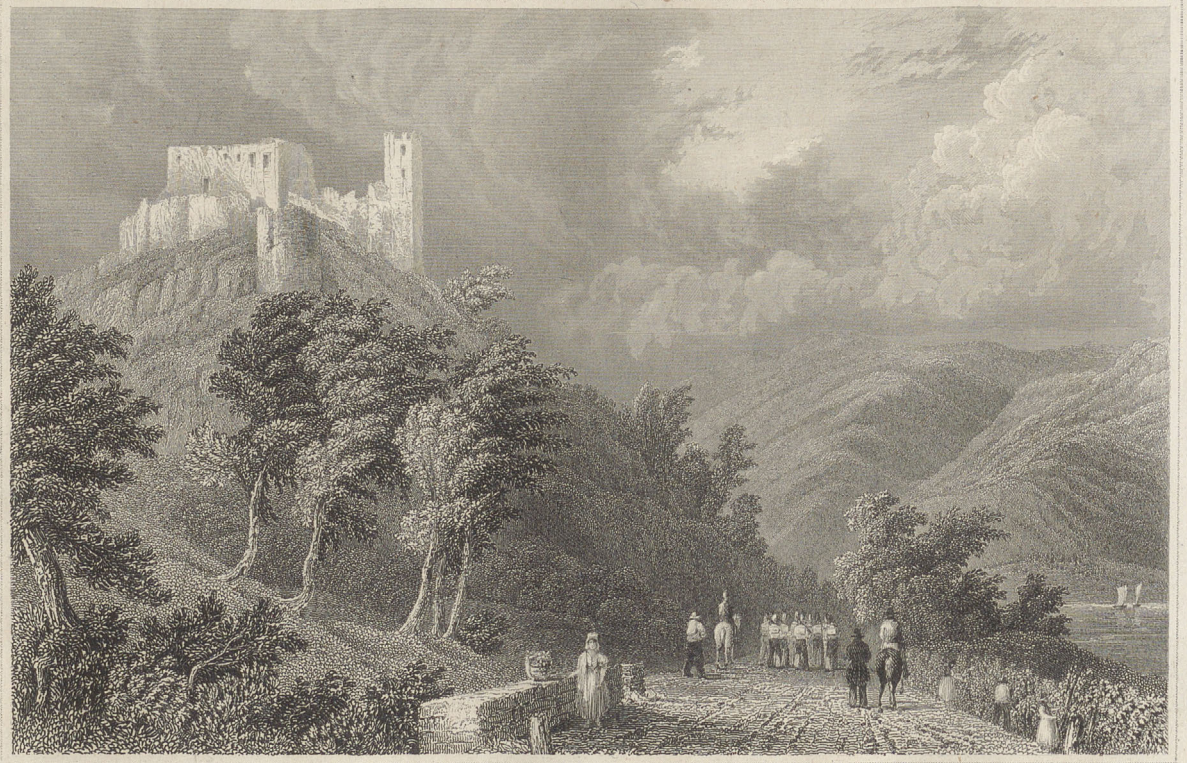
Wendet man den Blick von der Gegend auf die Stadt zurück, so verliert sich das Auge in einem Labyrinthe enger Straßen und Häusergiebel und Thürme, deren Zahl unglaublich ist. Selten ruhen die Glocken: — und wenn an Sonn- oder Festtagen das gellende Geläute aller zugleich die Gläubigen zur Messe ruft und die Klöster der Nachbarschaft in den Chorus mit einfallen, dann wird's eine Musik, die kein menschliches Ohr ertragen kann. Schweigen sie aber, — dann ist's Todtenstille in diesen Höhen, kein dumpfes Gesumse, Leben und fröhlich schaffende Thätigkeit verrathend, dringt aus dem Chaos herauf und die Ruhe der Seligen scheint über Stadt und Gegend gebreitet. —

CLXXXX. Die Falkenburg.

Es sauft durch's Gemäuer des Nordwinds Sturm
Sprachlos er; doch darein lispelt dem geweihten Ohr
Ernster Mahnung Wort! — Ich vernahm's, doch bleibt
Versiegelt das Wort. — Sause fortan, Sturm der Höh',
Wirst noch üben deine Kraft an der Räuber Burg,
Wenn den Staub der glänzenden Königspallast' im Thal
Säuselnder West verweht hat. —

Von Mainz bis Coblenz, auf der kurzen Strecke von 18 Stunden, erheben sich, meistens aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die Ruinen einer so großen Menge von Ritterburgen, daß ihre Anzahl Erstaunen erregt. Manche hatten ihre Burggrafen oder Burgmänner und diese besaßen bedeutendes Eigenthum, entweder erblich, oder vom Reiche zu Lehen. Aber auf bei weitem den meisten hausten Ritter von Sattel und Stegreif. Nicht selten machten sich mehre adeliche Gesellen zusammen, erbauten sich ein solches Adlernest gemeinschaftlich und lebten dann, wie die Raubvögel, von Beute, — von Mord und Diebstahl, wozu die Schifffahrt auf dem Rheine es niemals an Gelegenheit fehlen ließ. Zu diesen Raubschlössern gehörte auch die Falkenburg, welche, nahe beim Rheinstein, über dem Dorfe Dreieckhausen, von einem mit Weinreben und Buschholz bepflanzten Fels ernst und drohend auf den Strom herabsieht, den sie auf weiter Strecke hin überspäht.

So berüchtigt und gefürchtet das Geschlecht der Falkenburger war, so mangelhaft sind doch die Nachrichten über ihren Ursprung und die Zeit der Erbauung ihrer Veste. Die Glanzzeit derselben fällt in jene für ganz Deutschland so unglückliche Periode der Verwirrung, als, nach dem Sturze des Hohenstaufischen Hauses, vollkommene Anarchie das Reich zerfleischte und kein Recht mehr galt, als das Recht der Faust und des Schwerdtes. Da mochte Jeder ungestraft plündern und rauben, so viel er Lust hatte und gewältigen konnte, und die adelichen Schnapphähne hatten ihre goldene Zeit. Aber sie verging, wie alle goldne Zeiten. Rudolf der Habsburger wurde zum Kaiser gewählt', und nachdem er nur erst die mächtigern Feinde zum Frieden gebracht hatte, suchte er auch im



FALCKENBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt Bibliothek Elbing

Reiche Ruhe und Sicherheit herzustellen; denn hehr und kräftig war sein Wille und stark sein Arm. Erst ließ er zu Nürnberg (1271) von den Franken und später zu Mainz (1281) von den Fürsten, Grafen und Edelleuten einen Landfrieden auf 5 Jahre beschwören. Ueber eine gewisse Zeit hinaus konnte damals ein Kaiser in solchen Dingen nicht: und auf einem frühern Reichstag hatte er von den Ständen nicht einmal so viel, sondern nur das Gebot dreitägiger Ankündigung bei jeder Fehde erlangen können. Zugleich erließ er die Verordnung: „daß ferner Niemand eine Burg haben sollte, es geschehe denn ohne des Landes Schaden."

Es kehrten sich jedoch gar wenige der edlen Raubgesellen an den Landfrieden und an das kaiserliche Gesetz: zumal in Schwaben und am Rheinstrom wurde nach wie vor jeder Reisende, den man erreichen konnte, niedergeworfen und seiner Habe beraubt, Schiffer und Fuhrleute geplündert, Frauen und Kaufleute aufgefangen, in die Verließe geworfen und gefoltert, um hohe Lösegelder für ihre Befreiung zu erpressen. Selbst die Kirchen und Klöster waren nicht mehr sicher vor den gottlosen Rittern; und wenn es in der Nähe nichts mehr zu stehlen gab, dann wurde ein gemeinschaftlicher Zug, in größere Entfernung, auf Städte und Flecken unternommen. Jeder, der einen Einfall zu einer Beute versprechenden Unternehmung hatte, theilte sie den Nachbarn mit und warb sich so viele Theilnehmer, als er nöthig hatte; man wählte einen gemeinschaftlichen Hauptmann, meistens den kühnsten und tapfersten, und — fort ging's nun zum Fehdezug, ohne andern Zweck als Raub, Plünderung. Oefters standen die berüchtigten Falkenburger an der Spitze solcher nobeln Unternehmungen!

Da entbrannte Kaiser Rudolf in gerechtem Zorn und er faßte sein Schwert und schwur: Friede dem Reiche, den Friedensbrechern aber den Tod! An der Spitze eines Heeres zog er aus durch viele Provinzen. In einem Jahre zerstörte er in Schwaben und am Rhein 66 adeliche Burgen. Was in einem solchen Raubnest gefunden wurde, adelich oder unadelich, mußte mit dem Strang büßen. Das Sprüchwort: „mitgegangen, mitgehangen" stammt aus dieser thatkräftigen Zeit. Da jubelte das deutsche Volk und nannte ihn „Erlöser und Wiederhersteller des deutschen Vaterlandes", und der Bauer kehrte zu der verlassenen Pflugschaar, der Bürger zu seinem Gewerbe zurück. So lange Rudolf lebte, herrschte fortan Friede und Sicherheit im deutschen Reiche. —

Auch die Falkenburg traf das wohlverdiente Schicksal. In einer Nacht loderten die Feuersäulen von Sonneck, Rheinstein und Falkenburg, einem Kleeblatt des Raubs und des Schreckens, gen Himmel. Die gefangenen Bewohner, Ritter und Reisige, verdammte das Machtwort des Kaisers zum Strang.

Als vom Kaiser das furchtbare Urtheil gesprochen war, welches die Vertilgung von drei ritterlichen Geschlechtern zur Folge haben mußte, warf sich Graf Waldeck, den Falkenburgern verwandt, dem Monarchen zu Füßen und bat

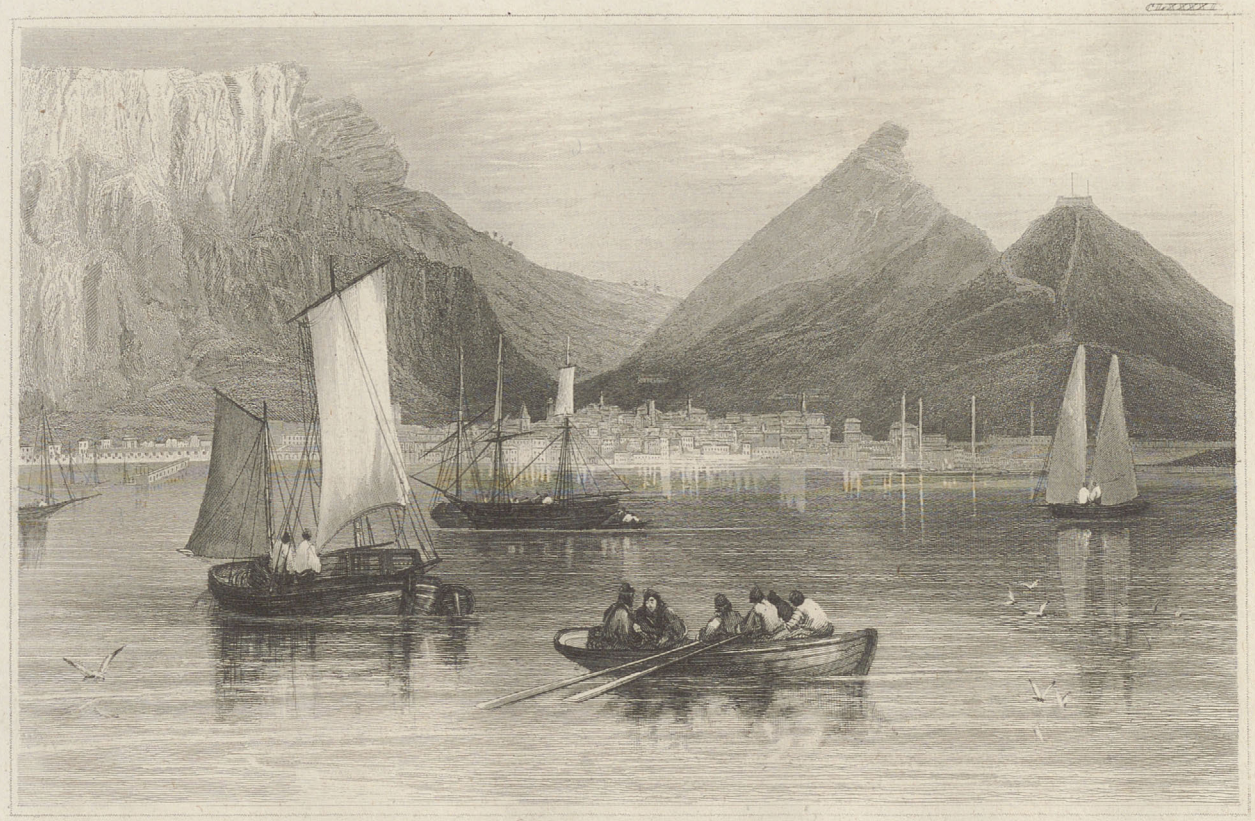
um der Gefangenen nacktes Leben. Mit ihm knieten und baten die Andern; flehentlich faßten sie den Saum des kaiserlichen Mantels und riefen um Erbarmen. Aber unbewegt und mit Hoheit sprach der große Kaiser die großen Worte: „Versucht es nicht, den Weg der Gerechtigkeit zu stören. Laßt die Räuber und Mörder ihren verdienten Lohn empfangen. Schmäht euch nicht damit, daß ihr sie Ritter nennt. Ein Ritter ist vor Gott und eurem Kaiser nur Der, welcher Treu und Glauben übt bis an seinen Tod; der den Frieden des Reichs hält, nicht ihn bricht; der den Bauer und Bürger schützt, nicht unterdrückt; der des Kaisers rechte Gebote ehrt, nicht sie mit Füßen tritt. Steht auf und wage Keiner wieder, was eben geschehen! So wahr ich Kaiser bin, und so wahr ich seyn will ein gerechter Richter: wären die, die ihr Ritter nennt, lauter Herzöge des Reichs, sie sollten doch der verdienten Todesstrafe nicht entgehen!"

Man hätte erwarten sollen, daß die ausgebrannten Raubnester in ihrem Schutt gelassen worden wären; aber unter Rudolfs Nachfolgern regte sich die Macht des Faustrechts wieder, und unter Carl dem Vierten wurde seine Herrschaft wieder so frech und unerträglich, als je zuvor. Jetzt waren es nicht mehr die Ritter allein, welche das Handwerk der Schwert-Zöllner aus ihren Raubnestern übten: die Fürsten am Rheine trieben's in's Große. Sie stellten die zertrümmerten Vesten wieder her und setzten ihre schlechtesten Gesellen hinein, mit denen sie die Wegelager- und Buschklepperei auf halbe Rechnung übten. Besonders waren es Mainzische Orte und Mainzische Reisende und Waarenführer, welche von den Burgen dieser Gegend gedrangsalt wurden. Ein Lehensmann des rheinischen Pfalzgrafen — Cunzmann von der Falkenburg — war bei der auf der Frankfurter Straße geschehenen Ermordung Friedrich's von Braunschweig thätig, die ihm (1400) Verbannung aus dem Reiche zuzog.

Nach endlich fest aufgerichtetem Landfrieden wurde die Falkenburg verlassen, und nach und nach verfiel sie.

Da liegt sie nun, eine öde und wüste Ruine; und sie, der einstige Schrecken der Gegend, ist nur noch ihr Schmuck. Keine Spur von Leben rührt sich im weiten, mit Trümmer und Schutt bedeckten, und mit Buschwerk und Flieder überwachsenen Burghof, es müßte denn ein Käutzchen seyn, das das Gemäuer umschwirrt, oder ein furchtsames Reh, das durch's Gebüsch entflieht. Eine gewaltige Vertiefung im Burgraum deutet an, wo das Verließ war. Auf dessen eingestürzten Gewölben, deren Decken sonst von den Tönen des Jammers und der Verzweiflung widerhallten, rankt blühender Epheu. Feierliche Stille umgibt den einsamen Wanderer, der diese Trümmer besucht; nur Heerdengeläute tönt leise aus dem Grunde herüber, oder die Schalmei der Hirten, oder die Glocken benachbarter Dörfer.

Stadt Bücherei Elbing



CAPSTADT
Cap der Guten Hoffnung in Africa

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CLXXXXI. Das Cap der guten Hoffnung.

Afrikas Südspitze ist im brittischen Weltstaate, politisch wie kommerziell, einer der wichtigsten Punkte. Als äußerstes Ende des alten Continents, weit in den südlichen Ocean sich streckend, ist das Cap der guten Hoffnung der Schlüssel zum Anglo-Indischen Reiche und zu den australischen Besitzungen Englands, deren Bedeutung nicht minder groß ist, als ihre Ausdehnung.

Die Entdeckung des Caps muß aus der Wiederauffindung der Canarischen Inseln im 14. Jahrhundert hergeleitet werden. Diese richtete den Unternehmungsgeist jener regen Zeit auf Afrika. Prinz Heinrich von Portugal, welcher, während seiner Feldzüge gegen die Mauren, über die südliche Ausdehnung des afrikanischen Continents Nachrichten gesammelt hatte, gerieth zuerst auf den großen Gedanken, durch die Umschiffung des Welttheils einen neuen Weg nach Indien zu bahnen und seinem Vaterlande einen Theil der unermeßlichen Vortheile zu erwerben, welche Genua und Venedig aus dem Monopol des indischen Handels zogen. Es war kein kleines Vorhaben bei dem damaligen Zustand der Schifffahrt und der Wissenschaft. Noch hatte kein Europäer die Linie passirt. Ein festgewurzelter Wahn umgab die Erde am Aequator mit einem glühenden Lichtgurte, welcher Alles, was sich ihm nahe, in Asche verwandele. Es getraute sich damals kein Schiffer über Cap Bojador hinaus: wer es wage, hieß es, kehre nie zurück. Des Prinzen Ausdauer und Muth hatten, wie sich wohl begreifen läßt, mehr mit diesen Vorurtheilen zu kämpfen, als mit den Elementen: dennoch drang er bis in's Aethiopische Meer vor und entzauberte den Aequator von seinen Schrecken. Heinrich starb 1473. Was er zur Hälfte vollendet hatte, vollbrachte man unter König Johann dem Zweiten. 1487 erblickte Barthol. Diaz das Vorgebirge, welches die Spitze Afrikas im Süden ausmacht und er nannte es „Cap der guten Hoffnung," weil er, obschon durch die Meuterei seines Schiffsvolks zur Umkehr gezwungen, die Ueberzeugung hegte, von da aus, quer durch das Meer schiffend, Indien, das erstrebte Ziel seiner Fahrt, zu erreichen. — Es war keine Täuschung. Zehn Jahre nach

ihm umschiffte der gleich kühne, aber glücklichere Vasco di Gama das Cap und landete an der Malabarischen Küste. Venedigs und Genuas Sterne erbleichten.

Die ersten Kolonisationsversuche am Cap wurden von den Portugiesen schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gewagt. Sie scheiterten diesmal und noch öfters in späterer Zeit: theils durch Seuchen, theils durch die Waffen der Neger. Lange blieb hierauf das Cap verlassen. Die Schiffe aus und nach Indien legten in der Tafelbai an, um Wasser einzunehmen und bis in's 17. Jahrhundert wurde Südafrika als herrenloses Land angesehen, mit gleichem Rechtsanspruch für alle seefahrenden Nationen. Es nahmen zwar, 1620, Engländer förmlichen Besitz von der Tafelbaiküste; aber da es auch jene bei einem schwachen und mißglückten Kolonisationsversuche bewenden ließen, fiel bald Alles wieder in das frühere Verhältniß zurück. Erst dreißig Jahre nachher setzten die Holländer die Ansiedelung durch, indem sie hundert Landstreicher und hundert Mädchen der verworfensten Klasse von Amsterdam herführten, sie verheiratheten, eine Stadt gründeten, ein Fort errichteten und mit Gouverneur und Besatzung versahen. Dieß ist die Gründung der Capstadt.

Durch Beharrlichkeit und Klugheit blühte die Kolonie der Holländer auf und der Widerruf des Edikts von Nantes führte ihr eine Menge gewerbfleißiger und vermögender Einwanderer zu. Die Holländer kolonisirten das Land weit umher und blieben im ruhigen Besitz desselben bis zur Zeit der französischen Revolution. Mit dieser beginnt für Südafrikas Geschichte ein neuer Zeitraum.

Holland, anfangs der großen europäischen Coalition gegen die junge Republik sich anschließend, wurde zum Abfall und zum Bunde mit Frankreich genöthigt, welcher Brittanien zwar vom Kriege des Festlandes ausschloß, dagegen aber Hollands Schiffe und Colonien seiner Seemacht preis gab. Der brittische Commodore Elphinstone eroberte das Cap (16. September 1795) mit Capitulation, und der holländische Admiral Lukas, der die Wiedereinnahme im nächsten Jahre versuchte, wurde mit seiner ganzen Flotte gefangen. Der Friedensschluß von Amiens stellte die Colonie dem Mutterlande, dem Namen nach, zurück; denn Frankreich war Herr überall, wo Holland zu gebieten hatte. Die bald darauf erfolgte Erneuerung des Kriegs, bei welchem Holland, als willenloses Werkzeug Napoleons, nicht ohne Theilnahme bleiben konnte, gab England die gewünschte Gelegenheit, einen Posten wieder zu erobern, dessen Werth es während eines siebenjährigen Besitzes schätzen lernte. Es erschien eine brittische Flotte im Januar 1806 unter dem Befehl des Sir Baird, setzte 5000 Mann an's Land, und zwang die Holländer zur Uebergabe der Capstadt. Seitdem hat Südafrika stets einen Bestandtheil des brittischen Weltstaates ausgemacht.

Capstadt liegt dicht unterm Tafelberge, an der weiten Bay, die von jenem seltsam geformten Felsenriesen den Namen entlehnt. Neben der Masse des fast 4000 Fuß hoch und senkrecht aufragenden Tafelbergs verschwindet gleichsam die Stadt, und ihre schönen und großentheils ansehnlichen Gebäude, welche sich amphitheatralisch über einander reihen, sehen, sammt den Citadellen auf den benachbarten Höhen, in größerer Entfernung wie Schwalbennester aus. Erst wenn der Riese dem Auge so nahe ist, daß es ihn nicht mehr ermessen kann, erst in der Stadt findet sich der rechte Maßstab wieder, und der Reisende ist erfreut, einen der schönsten und freundlichsten Orte der Erde zu finden. Die Straßen sind breit, regelmäßig, gerade; die Häuser 2 und 3stöckig, groß und stattlich. An den sehr breiten und hohen Trottoirs stehen schattende Eichen, die jede Straße zu einem vor der südlichen Sonne geschützten angenehmen Spaziergang machen. Die städtische Bevölkerung nahm unter der Herrschaft der Engländer um mehr als das Doppelte zu, und übersteigt 22,000 Personen, die in 1800 Häusern wohnen. Der Abstammung nach ist zwar fast die Hälfte der Bewohner holländisch; aber brittische Sitten und Lebensweise haben ganz das Uebergewicht gewonnen, und wenige Colonialstädte sind mehr englischen Ansehens, als die heutige Capstadt. Die Märkte zieren, wie in London, in der Mitte Gärten; Kaffeehäuser, Gasthöfe, Clubs, Vergnügen, Alles ist wie in Alt-England. Selbst Theater und die Wettrennen fehlen nicht. Das herrliche Klima macht die Capstadt für die englischen Beamten und für die begüterten Privatleute in Ostindien zu ihrem Montpellier, und man trifft deshalb immer eine große Anzahl gebildeter Fremden an, welche der Geselligkeit und der Unterhaltung Lebendigkeit, Geist und Mannichfaltigkeit verleihen. In den gesellschaftlichen Kreisen der Capstadt wird jeder leicht vergessen können, daß er sich auf der fernsten Küste Afrika's befindet.

England bewacht dieses Hauptthor seines Reichs in Indien und in den Australländern mit 1500 Mann europäischer Kerntruppen, welche es alle 2 Jahre ablöst. Mit großem Aufwande hat es die Erweiterung der Festungswerke gefördert und den Platz unangreifbar gemacht. Ueberdieß ist jeder erwachsene Einwohner, sowohl in der Stadt, als in den sich jährlich mehr bevölkernden und weiter ausdehnenden Niederlassungen vollständig bewaffnet und auf das Gebot des Gouverneurs zum Milizdienst verpflichtet. Diese Einrichtung setzt die Colonie in den Stand, binnen 8 Tagen ein kleines Heer von 8000 Mann aufzustellen, das mehr als hinlänglich ist, um irgend einem Feinde, der sich hier zeigen könnte, die Spitze zu bieten.

Die steilen Anhöhen im Rücken der Stadt hat holländischer und brittischer Fleiß in Gärten verwandelt, und auf einer derselben, dem Constantia-Berge, wächst ein Wein, dessen Vortrefflichkeit Weltberühmtheit erlangte. Auch er ist eine Frucht von dem Widerruf des Nanteser Edikts; die ersten Weinpflanzer waren französische Protestanten.

Der Handel der Capstadt ist groß und in außerordentlicher Zunahme. Das Mutterland sendet jährlich für etwa 6 Millionen Gulden seiner Fabrikate hin, wofür es zur Hälfte baares Geld erhält, das der weit größere Handel mit den brittischen Colonien Mauritius, New-South-Wales, Vandiemensland und mit Bengalen nach dem Cap führt. Der jährliche Gesammtverkehr wird auf mehr als 30 Millionen Gulden geschätzt. Auffallend ist in den letzten Jahren die Ausfuhr von Getreide gestiegen, welches in Mauritius und in den Australländern vortheilhaften Markt findet. —

Stadt
Bücherei
Leipzig

DIE STAMM-BURG NASSAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CLXXXXII. Die Stammburg Nassau.

Von unzählichen Keimen kommen immer nur einzelne zur Entwickelung. Tausend und hundert tausend Eicheln, deren jede die Saat eines Waldes in sich trägt, vermodern spurlos, bis eine sich Boden und Luft genug gewinnt, um heranzuwachsen zum kräftigen Baume. So ist's auch mit dem Emporkommen des Menschen. Es gibt Millionen, die, ohne Erziehung, Bildung und Unterricht, in ihrem Leben nicht einmal zum kleinsten Anspruch auf Auszeichnung gelangen, habe die Natur sie noch so reich ausgestattet. Tausend Andere vereinigen mit den Anlagen die nöthige Bildung: dennoch haben sie keine Laufbahn, weil die Verhältnisse und Umstände ihnen entgegen sind. Und sind diese auch günstig, so reicht das nicht aus: — denn ohne Glück ist kein Gelingen. Viel seltner aber, als das glänzendste Gelingen, ist jene Treue des Glücks, gleichsam das Vererben desselben von Geschlecht auf Geschlecht, welches Familien von Stufe zu Stufe bis in den engen Kreis führt, der die Kronen der Erde unter sich getheilt hat. Das Naturgesetz, welches dem allmählich Entwickelten die längste Dauer verheißt, scheint, wie die Erfahrung lehrt, auch hier seine Anwendung zu finden. Jene Seltenen, die, durch Kraft und Genie, von der niedrigsten Stufe sich bis zur höchsten hinauf geschwungen, die Cromwell's und Napoleone, verstanden nie die Kunst, dem Glücke Beständigkeit abzuringen, und die Versuche, ihren Nachkommen zu erhalten, was sie im Sturmschritt erobert, waren fast immer mißlungene. Zum dauernden Emporbringen der Familien sind weder große Charaktere, noch große Katastrophen absolut nothwendig. Jenes ist nicht Sache des Genies, sondern vielmehr einer, — durch Maximen leicht zu vererbenden — zähen Klugheit, welche es versteht, die Verhältnisse, wie sie sich auch darstellen mögen, für sich zu benutzen, mächtige Interessen mit ihrem Vortheil zu verknüpfen, und die ihnen oft selbst gebrechenden Kräfte in Andern für sich thätig seyn zu lassen.

An Beispielen von Familien, welche, niedrigen, oder obscuren, Ursprungs, im Laufe der Jahrhunderte sich bis zu erblichen Kronenträgern emporarbeiteten, ist keine Geschichte reicher, als die deutsche. Wer Belege fordert, mag sich die Frage: wer und was waren die Stammväter der meisten Könige und Fürsten Europas? beantworten.

Auch diese Trümmer einer deutschen Ritterburg ist eine Wiege mächtiger Könige. Ein Nassauer führte den Kaiser-Szepter, ein anderer den brittischen Dreizack; noch herrschen Nassauer vom Throne Hollands in drei Welttheilen zugleich; und in der Heimath trägt es die herzogliche Krone. Aus den einfachen Rittersleuten sind erbliche Souveraine über ein mächtiges Reich und über eines der schönsten Länder Germaniens geworden.

Die Ruinen dieser merkwürdigen Burg liegen zwei Stunden von dem Badeorte Ems, und machen eine der schönsten Parthieen des reizenden Lahnthals. Ein isolirter, vom Lahnspiegel steil ansteigender Berg trägt sie, und von ihren Zinnen hat man eine zwar nicht sehr weite, aber sehr malerische Aussicht auf das freundliche Städtchen Nassau, auf die grünen Matten des Thals, und über herrliche Wälder. Die Erbauung der Burg geschah im Jahre 1101 durch einen Ritter von der Lauernburg, der sich fortan Nassau und Graf nannte. Er ist der Stammvater des mächtigen Dynasten-Geschlechts.

Obschon der Burg sammt dem Schloßberg die Auszeichnung ward, als unveräußerliches Stammgut der Familie Nassau zu gelten, und dieses Verhältniß sogar 1814 durch einen feierlichen Vertrag erneuert und bestätigt worden ist, so geschah für die Erhaltung der Ruine (zerstört ward die Burg im 30jährigen Kriege,) nichts, und sie wurde lange Jahre hindurch von den Anwohnern als ein Steinmagazin benutzt, aus dem sich Jeder holen mochte, was er brauchte. Bis auf den nobeln Thorweg, von dem man einen köstlichen Blick in's Lahnthal hat, und einigen Mauerresten ist nichts mehr übrig. Um den Burgberg aber ziehen sich freundliche Anlagen her mit gebahnten Pfaden.

Stadt Bücherei Elbing

QUEBECK in CANADA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CLXXXXIII. Quebeck am Lorenzstrom in Canada.

Durch den Menschen geht die Zeit ohne ihn würde sie still stehen. Die Zeit aber ist auf der Flucht. Glaube Keiner, erst seit gestern. Seit viertehalb Jahrhunderten sind ungeheure und große Dinge in so schnellem Wechsel geschehen, daß die Zeitgenossen gafften und da standen und nicht begreifen konnten. Die heutige Lieblingsphrase: wer die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, hat für Jahrhunderte gelebt, war schon im Munde unserer Urgroßältern. Thörichter Wahn! als wäre das Spiel dieser zwanzig Jahre bedeutungsvoller, wie das der vorhergegangenen; als seyen die geschehenen Dinge dieser beiden Dezennien so ungeheuer und so groß, wie keine der ältern. Wohl, wenn ich zwanzig oder dreißig Jahre zurückdenke, ist mir's, als wäre ich in einem wundervollen Traume, als wären die beiden Endpunkte des durchlaufenen Raumes himmelweit auseinander; der Raum selbst aber eine trümmervolle Wüste, belebt mit Phantomen, mit Wesen des Nichts. Wie Vieles von dem, was ich als groß, wichtig, zeitbildend, Weltgeschicke lenkend angesehen, Menschen und Dinge und Begebenheiten, ist wie Seifenblasen zerronnen. Wie viele Götzen, welche jene Zeit auf ihren Thron gesetzt, sehe ich herabgestürzt, wie viele vergötterte Führer sehe ich vergessen, geglaubte Lichter für alle Zeiten erloschen! Und doch verhüten so viele Täuschungen nicht, sich täglich neuen hinzugeben. Bei der klaren, sich mit jedem Rückblick aufdrängenden Ueberzeugung, daß alles Jüngste, Herrlichste, Schönste schnell altert, alles Großgeglaubte schnell zusammenschrumpft, oder vergeht, und keine Spur hinter sich läßt, wie das Schiff im Meere, oder der Flügel in der Luft, wird der eitle Mensch doch fortfahren, die Gegenwart durch eine Vergrößerungsbrille zu betrachten, das Zeitwölkchen, das über ihm schwebt, für den Himmel der Ewigkeit anzusehen, oder die Welle, die ihn trägt, für den unermeßlichen Ozean. —

Wenn sich Myriaden Wellen vereinigen, werden sie zum Weltmeer, und das Größte wird aus der Vielheit des Kleinen gebildet. Darum sollen wir, so lächerlich auch die Ueberschätzung der Gegenwart seyn mag, doch eingedenk seyn, daß das Sandkörnchen aus der Urne Kronions, was wir unsere Zeit zu nennen pflegen, ein Atom des Weltalters ist, in welchem sich die geistige und sittliche Revolution der Menschen in Neigungen und Streben entwickelt, und daß auch wir im Weltalter der Umwandlung leben, welches, mit Huß, Guttenberg und Columbus begonnen, in einer noch nicht zu berechnenden Zukunft endigen wird. Diese Aera hat eine weit höhere

BIBLIO

Bedeutung, als die der Völkerwanderung, welche ihr vorausgeht. Die Völkerwanderung hatte Zerstörung der römischen Welt zur Aufgabe, als deren ungeheures, in sich zerfallenes Wesen der Auflösung durch eine innere Fäulniß entgegen ging, welche die Menschheit zu verpesten und zu verderben drohete. Der Allmächtige schüttelte die Bergfesten und Wälder unbekannter Länder, und die Völker der Barbaren stürmten heraus, den Todeskampf der Sieger und Quäler der Erde zu beschleunigen und einem Zustande ein Ende zu machen, welcher sich überlebt hatte. Die Völkerwanderung war gleichsam für die alte Welt der Mörder und der Todtengräber zugleich. Durch sie ist Alles, was jene Großes, Herrliches, Verwerfliches und Beengendes hervorgebracht, im Leben untergegangen und nur im Buchstaben feierte es später eine Auferstehung. Die Völkerwanderung steckte die Marke, welche den Anfang eines neuen Lebensalters der Menschheit bezeichnet. Wenn nicht Alles trügt, dann hat mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der dritte Abschnitt der Weltgeschichte begonnen, der keine Wanderung, sondern eine Verwandelung der Nationen zu berichten haben wird. —

Die ewigen Namen: Columbus, Guttenberg, und Huß=Luther, füllen die erste Zeile dieses neuen, welthistorischen Abschnitts. Die Entdeckung Amerikas war für die Fortbildung der Menschheit unentbehrlicher noch, als die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Reformation. Die alte Welt bedurfte eine junge Schwester, die Familie der Menschheit bedurfte einer neuen Wohnung. Spanien fand sie. Leider Spanien! denn Spanien gebrauchte sie wie ein Spieler einen mit geringem Einsatz gemachten hohen Gewinn. Spanien hat es verstanden, seinen Fund zu vergeuden und zu verwüsten, nicht ihn zu nützen, oder zu erhalten.

Wer die Ruhe der Leichen liebt, der wird auch den Despotismus bewundern; denn jene gibt dieser am sichersten. Eine solche Todtenackerruhe brachte Spanien über die größere Hälfte Amerikas. Rächen sich die Sünden der Väter an ihren Kindern, wahrlich, dann muß Spanien noch lange eine Hölle für seine unglücklichen Bewohner seyn.

Aber während der Süden der neuen Welt verfinsterte und verblutete unter den Klauen seiner von unersättlicher Habsucht gespornten Quäler, streute ein anderes Volk in der nördlichen Hälfte des Erdtheils die Saat aus, aus welcher Freiheit des Glaubens und der Meinung als Frucht gereift ist. Die inneren Unruhen, welche das Mutterland zerrütteten, die politischen und religiösen Streitigkeiten, welche, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Britten in feindliche Parteien spalteten, die sich wechselsweise bekämpften, verfolgten und unterdrückten, bestimmten Tausende und aber Tausende ihre Heimath zu verlassen und — Nordamerika! ward das Losungswort Aller, welchen das Herz für Freiheit schlug, in denen der Sinn für die höheren Güter des Lebens lebendig war. Diese begeisterten Menschen bildeten den Kern, aus welchem der herrliche Baum erwachsen ist, in dessen Schatten jetzt so viele Völker verschiedener Welttheile ruhen.

Engländer! die Mission, welche euch die Allmacht gegeben, war die erhabenste, und nur ein freies, höchstre-bendes, gerechtes Volk konnte sie erhalten. Berufen, in vier Welttheilen zugleich zu kolonisiren und als die erste Seemacht der Welt, im Besitze der Mittel, ihren Beruf zu vollziehen, verbreitet diese rührigste und freieste Nation Europas ihre Bildung mit ihrer Sprache, mit ihrer Religion ihre Institutionen, Sitten und Gewohnheiten, und in jeder ihrer unzähligen Anpflanzungen und Ansiedelungen gewinnt die Civilisation einen Damm mehr gegen die Wogen des Despotismus und sein Gefolge von fauler Weichlichkeit, sklavischer Gedankenlosigkeit, Unwissenheit und Verfinsterung der Massen. Bis jetzt ist England noch die einzige Macht, welche bei ihren Colonisationsbestrebungen ein System befolgt, welches den Forderungen der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Klugheit entspricht. Sie begünstigt überall die eigne Kraft-Entwickelung der Gebiete, die ihr unterworfen sind, fördert Fleiß und Thätigkeit, Kultur und Freiheit durch bürgerliche Gesetze und politische Institutionen, den eigenen nachgebildet. Seine MAGNA CARTA trägt der Engländer in alle Zonen. In allen englischen Kolonien findet man Altengland wieder, in wie weit der Zustand der Bevölkerung Annäherung und Gleichstellung verträgt, und vergißt es auch seinen eigenen Vortheil dabei nicht, so ist es doch mehr wie irgend ein anderer Staat ein Mutterland, das die seiner Pflege Zugefallenen als Glieder der großen Familie heraufzubilden sucht.

Die Emanzipation der Vereinigten Staaten, die, obschon fruchtlos bekämpft und erzwungen anerkannt, England unermeßliche Vortheile gebracht hat, gab diesem Staate eine große Lehre, welche es wohl nie vergessen wird. — England hat seitdem der Welt in der Emanzipation der Sklavenbevölkerung seiner sämmtlichen Kolonien ein Beispiel wahrer Großmuth, Gerechtigkeit und Einsicht gegeben; auch das des Mündigsprechens der Kolonien, wird es noch aufstellen und für sie unter allen Völkern Anerkennung des Naturrechts erwirken, nach welchem jedes Kind, wenn es erwachsen ist, sein väterliches Haus verlassen kann, um sich ein eigenes zu bauen. Die Zeit, in welcher die Natur in den Genuß aller ihrer Rechte selbstständig treten will, bleibt weder bei dem einzelnen Menschen, noch bei einem jungen Volke aus, und es straft sich immer, wenn Unverstand, Leidenschaft, Eitelkeit, Geiz oder Herrschsucht ihm jenen Genuß zu entziehen suchen. — Auch in Bezug auf die Kolonien wird man der Macht der Zeit, die unwiderstehlich zum Bessern, Vernünftigern und Gerechtern fortdrängt, bestimmt noch allwärts nachgeben müssen, und nicht länger versuchen, die Tochter an die Mutter zu knebeln, nachdem die Hand der Natur die Bande gelöst hat. Sobald einer Herr in seinem Hause seyn kann, wird er es seyn wollen, und, um fremde Einsprache unbekümmert, sein Hausrecht üben.

Ich fürchte daher nicht, daß sich das blutige Drama, welches in den jetzigen Vereinigten Staaten Nordamerikas von 1763—1783 gespielt wurde, in Canada erneuere. Die letzten Aufstandversuche haben, obschon unterdrückt, der brittischen Regierung die ganze Gefahr gezeigt. Mit Entschlossenheit und Redlichkeit wird sie die Unzu-

friedenheit auslöschen. Sie wird Canada die größtmögliche Masse von Selbstständigkeit gewähren, und ihm den Uebergang zur förmlichen Unabhängigkeit auf friedlichem Wege bahnen. Abgesehen davon, daß Gerechtigkeit und gesunde Staatsgrundsätze ein solches Verfahren anrathen, so ist es auch schon der Klugheit gemäß, dieselben zu befolgen; denn zwischen Canada und England ist das atlantische Meer, während ersteres 24 Republiken zur Seite hat, vereinigt zu einem mächtigen Föderativreiche, dessen Bevölkerung in drei Jahrzehnten die von Großbrittanien übertreffen muß. So lange die Canada-Kolonieen weniger öffentliche Freiheit besitzen als ihre Nachbarn, deren Beispiel sie unablässig vor Augen haben, werden sie unzufrieden seyn, — eine Unzufriedenheit, die nicht anders gehoben werden kann, als daß man die Regierungsform der der nordamerikanischen Freistaaten so ähnlich mache, als es die Verbindung mit dem Mutterlande nur irgend verträgt. Freiheit in der Leitung der eigenen Angelegenheiten nach ihrer Weise, das ist der einzige Grundsatz, welcher dem Mutterlande Erhaltung seiner Kolonieen sichert. Die Zeit, die ihn predigt, wird ihm auch allgemeine Geltung verschaffen.

Canada bildet den südöstlichsten und wohnlichsten Theil der englischen Besitzungen im Nordamerikanischen Festland, deren Gesammt-Ausdehnung die von Europa übersteigt. Es wird in zwei Provinzen, Unter- und Obercanada, von fast gleicher Größe (7000 Geviertmeilen) geschieden. Jener, der älteſt-bevölkertste Theil des Landes, mit französischer Sprache und Sitte, begreift, von der Mündung des Ottawa ostwärts, das Tiefthal des Lorenzstroms; Obercanada, durchaus englischer Colonisation, gruppirt sich um die großen Seen, die, Meeren ähnlich, die gestaueten Fluthen des genannten Flusses schufen. Noch ist das Land ein ungeheuerer Urwald, Germanien zur Zeit des August ähnlich, angefüllt mit Strömen, Seen und Moräſten. Die Kultur hat noch nicht den hundertsten Theil verändert. Bevölkerung und Anbau beschränken sich zur Zeit fast allein auf die Ufer des Lorenz und die Küsten der großen Seen: und obschon jene durch die Einwanderung aus dem Mutterstaate (jährlich an 60,000 Köpfe, meistens Irländer,) außerordentlich zunimmt, so dürften doch noch Jahrhunderte vergehen, bevor sie eine Dichtigkeit erlangen kann, wie wir sie in den schlechteſt-bevölkerten Theilen Deutschlands finden. Die Einwohnerzahl, welche, als Canada unter englische Herrschaft kam, kaum 180,000 betrug, erreicht jetzt 1½ Millionen. Das Klima, rauh, wie in Polen, mit langen, strengen Wintern, ist der Organisation des Europäers doch äußerst zuträglich: das Leben dauert hier länger, und Leute von neunzig Jahren sind keine Seltenheit. — Canada's natürliche Reichthümer sind groß. Obenan stehen seine unerschöpflichen Wälder, welche die brittische Marine mit dem vortrefflichsten Bauholz fast ausschließlich versorgen. Getreide, besonders Waizen, verführt es nach Westindien und nach England;

und die Ausfuhr von gesalzenem Fleische nach dem südlicheren Theile Amerika's beträgt an die hunderttausend Tonnen. Quebeck versendet jährlich 12,000 Fässer Pottasche; Montreal 20,000. — An nutzbaren Mineralien verbirgt die Erde große, noch wenig benutzte Schätze: Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel und Steinkohlen. Der Ertrag der Jagd, in früheren Jahren über alle Begriffe reich an den edelsten Pelzwerken, muß nothwendig von Jahr zu Jahr in eben dem Maße abnehmen, als die Kultur des Landes fortschreitet, die Wälder sich lichten, die Jagdreviere der Indianer sich verkleinern und ihre Zahl sich vermindert. Noch leben etwa 30,000 der Urbewohner auf canadischem Gebiete; zum Theile als zum Christenthume Bekehrte, Alle aber in friedlichem Verkehr mit ihren civilisirten Nachbarn, und von der brittischen Regierung geschützt und in ihren Rechten geachtet. Mehre Stämme sind ausgestorben, wie die einst so mächtigen Huronen; oder bis auf Trümmer vergangen, wie der einst so mächtige Bund der 6 Nationen; manche auch adoptirten europäische Sitte, z. B. die Algontiner und Irokesen, welche Schulen und Zeitschriften haben.

Canada, 1497 von den Engländern entdeckt, wurde 1534 durch die Franzosen, unter Cartier, zuerst (in der Gegend von Quebeck) colonisirt, wo noch ein Dorf, als der erste Niederlassungsort, seinen Namen trägt. Ludwig der Vierzehnte betrieb die Ansiedelung im Großen. Unter-Canada bekam den Namen Neu-Frankreich. Quebeck und Montreal blüheten zu schönen Städten auf, und lange rivalisirte das Mutterland mit England um den Ruhm, die größte Macht in Nordamerika zu seyn. Endlich wurde die Frage, ob Britten, ob Franzosen in den dortigen Gegenden die Herrschaft haben sollten, mit den Waffen durch langwierige und grausame Kriege entschieden, welche die Grenzländer der englischen und französischen Colonien hundert Jahre lang, mit kurzer Unterbrechung, mit Blut tränkten. Erst vor 80 Jahren gelang dem brittischen Heere unter dem General Wolf (der den Entscheidungssieg bei Quebeck, 1759, mit seinem Tode erkaufte) die Eroberung Canada's, und von dieser Zeit an datirt sich die brittische Herrschaft. Durch freisinnige Anwendung der englischen Verfassung und durch eine redliche, liberale Verwaltung ist es den Engländern gelungen, die Zuneigung der französischen, durchaus katholischen Bevölkerung dieser Landstriche zu gewinnen. Die gesetzgebenden Gewalten und das Recht der Steuerverwilligung wurden einer Generalversammlung anvertraut, die das Volk aus seiner Mitte wählt. Auch die Weiber erhielten Stimmrecht: ein Vorzug, der einzig in seiner Art ist. Für den Genuß so vieler Freiheiten und der großen Handelsvortheile, welche die Verbindung mit England bot, waren die Franzosen nicht undankbar, und im versuchungsvollen Kampfe der Britten mit den nordamerikanischen Colonien wankten sie nicht in der Treue gegen eine Regierung, welche sie mit Wohlthaten überhäuft hatte. Französisches Volksthum und katholische Religion, beide noch immer in Untercanada herrschend, sind jedoch in spätern Zeiten, je mehr die brittische Bevölkerung durch das fortwährende Zuströmen aus dem Mutterlande das Uebergewicht bekam, Elemente der Reibungen und der Uneinigkeit geworden, welche, wie wir gesehen haben,

endlich einen politischen Charakter annahm, sich in einer Opposition der französischen Bevölkerung gegen alle Maßregeln der Regierung Luft machte, und am Ende, von priesterlichen Einwirkungen nicht frei, in offenem Aufstande ausbrach, der beide Fraktionen des canadischen Volkes zum blutigen Handgemenge gebracht hat. Eine Tendenz von Seiten der Majorität der Canadier, sich von einem Staate loszureißen, der ihnen alle Vortheile gewährt, Mitbürger eines Weltvolks zu seyn, das sie mit der ganzen Macht Großbrittaniens beschützt, und bei sicherer Erhaltung der Freiheit dem Staatsleben den Charakter der Festigkeit und Ordnung verleiht, ist in diesem Streite nicht zu erkennen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf unser Bild — die auf hohem Felsenborde stolz thronende Hauptstadt des Landes. Quebeck liegt am Lorenz, dort, wo er sich zu einem strömenden Meere zu erweitern beginnt, das den Namen des Lorenzgolfs führt. Der Riesenstrom ist bei der Stadt 4000 Fuß breit: — aber schon dicht unter derselben hat er eine Bucht von 2 Meilen Breite ausgewühlt, groß und tief genug, alle Flotten der Erde aufzunehmen. Die Landschaft wird in der Nähe von Quebeck, von der Seeseite her, wahrhaft prachtvoll. Die weiten, kaum sichtbaren Gestade ziehen sich plötzlich an einander; ein lachendes Eiland (die Orleansinsel) theilt die von hohem Felsen umpanzerte Wogenmasse, und über einer steilen Wand stürzt der Montmorenci, in einer Breite von 500 Fuß, 250 Fuß hoch mit einem auf 10 Seemeilen weit gehört werdenden Donner herab. Ist man an der Orleansinsel vorüber, dann fällt der Blick in ein reich cultivirtes, fruchtbares Land, besäet mit Landhäusern und Dörfern, und die sich wieder erhebenden Gestade zeigen in der Ferne die Thürme und Bollwerke Quebeck's in einer Majestät, wie die der Hauptstadt eines Weltreichs.

Das Felsenplateau, auf welches Quebeck gebaut ist, ist 350 Fuß über dem Spiegel des Lorenz. Landeinwärts fällt er allmählich in das anmuthige Carlsthal ab, das der Fluß gleichen Namens bewässert. An diesem Abhange liegt der größere Theil der eigentlichen Stadt. Die Scheitel des Felsen sind gekrönt von den Festungswerken der Cidatelle. Ein Gibraltar der neuen Welt steht dieselbe im Rufe der Unüberwindlichkeit. Stolz wehen von ihren Bastionen die Banner Brittaniens; sie wehen von den Thürmen des Gouvernements-Pallastes, den eine Reihe gewaltiger Pfeiler, gleichsam schwebend über dem Abgrund, tragen, über welchen er gebaut ist; sie wehen von den vielen hundert Schiffen, die theils im Hafen ankern, theils mit schwellenden Segeln, oder Dampf auswerfenden Masten, kommend und gehend, auf dem Busen des Stromes sich wiegen. — Kays, mit knarrenden, aus- und einladenden Krahnen, zahlreiche Werfte, auf welchen Schiffe von allen Größen gezimmert und gerüstet werden, strecken sich vor den tiefen Häusermassen aus, und ein eigenthümliches Summen verkündigt den hier nie rastenden Fleiß.

Der Anblick der Metropole des Brittenreichs in der neuen Welt ist in der That herrlich, und macht einen Eindruck, der nie wieder auslöscht.

Da die Stadt auf sehr unebenem Terrain gebaut ist, so sind ihre Straßen unregelmäßig, und in den ältern Quartieren eng und altväterisch. Aber Quebeck hat einen Reichthum von schönen und großen Gebäuden: und viele öffentliche, besonders aus der französischen Zeit, sind wahre Palläste. Die Klöster, Kirchen (die Cathedrale ist die schönste in Nordamerika), das Collegium der Jesuiten, die Börse, Bank, Gerichtshöfe, Hospitäler, das Seminar, die Universität zeichnen sich alle durch geschmackvolle Bauart, oder Größe aus. In den Hauptstraßen reihen sich Läden und Gewölbe an einander, die mit einem Waarenreichthum und einer Eleganz ausgestattet sind, welche an Paris und London erinnern. Die meisten Privatwohnungen sind zwar noch mit Schindeln gedeckt; indeß hat man seit einigen Jahren die eben so schöne, als dauerhafte Eisenbedachung eingeführt, und jene, ein unstädtisches Ansehen gebend, wird bald gänzlich verschwinden.

Zur Zeit der Eroberung durch die Britten hatte Quebeck nicht ganz zehn tausend Einwohner, gegenwärtig über dreißig tausend. Die größere Hälfte ist französischer Abstammung, und die Unterhaltungssprache ist noch meistens die französische. In den gebildetsten Cirkeln hat französische Sitte das Uebergewicht ungeschmälert behauptet, und man sieht hier die für das gesellige Leben angenehmsten Seiten des französischen Charakters, Gastfreiheit, herzliche Fröhlichkeit, Gefälligkeit, lebendige Theilnahme und jene Bonhomie entfaltet, für welche die deutsche Sprache kein völlig entsprechendes Wort hat.

Der Handel des Platzes bedarf jährlich an 1000 große Seeschiffe von durchschnittlich 300 Tonnen Trächtigkeit. Die Ein- und Ausfuhr zur See übersteigt 20 Millionen Gulden; das im Handel überhaupt angelegte Capital das Dreifache dieser Summe. Schiffbau, Fischerei und Rhederei sind Hauptnahrungszweige von Quebeck.

CLXXXXIV. Die Ruine Sayn.

Zwei Meilen unterhalb Koblenz, am rechten Rheinufer, liegt das freundliche Neuwied, Hauptort eines Fürstenthums gleichen Namens, das unter preußischer Hoheit steht. Die Stadt hat gegen 6000 Einwohner. Gegründet wurde sie an der Stelle des Dorfes Langendorf, vor nicht ganz 200 Jahren, vom Grafen Wilhelm von Neuwied, einem der edelsten Männer seiner Zeit. Als die damaligen, in verschiedenen Ländern argen Religionsverfolgungen ganze Schaaren gewerbfleißiger Menschen aus ihrer Heimath vertrieb, bot er den Verfolgten sein Land als Asyl an. Ein verdienter Erfolg krönte sein christliches, menschenfreundliches Werk. Tausende kamen aus nah und fern, bauten Neuwied, und dieß blühete empor durch Gewerbfleiß und Handel auf eine in Deutschland bisher beispiellose Art. Noch dauert der Stadt Gedeihen ungeschmälert fort und der Geist ihres Gründers ist das Erbe seiner Nachfolger. Es leben Katholiken, Lutheraner, Quäcker, Herrnhuter, Mennoniten, Juden, kurz 21 Religionsparteien zusammen, und das so oft in Haß Geschiedene vereinigt hier die schönste Eintracht. Humanität ist der oberste Grundsatz des fürstlichen Hauses und sie übt auf die Einwohner den gesegnetsten Einfluß.

Eine Stunde von Neuwied öffnet sich das Saynthal nach dem Rheine hin; ein Thal voll malerischer Parthieen. Eine der schönsten machen die stattlichen Ruinen des alten Schlosses Sayn aus, der Stammburg des gefürsteten, reichbegüterten und in der Geschichte merkwürdigen Grafengeschlechts. Thürme und gewaltige Mauerreste stehen noch, und ihre Mauerfestigkeit ist so groß, daß, obschon sie seit 4 Jahrhunderten zerstört und ausgebrannt ist, Zeit und Wetter seitdem doch wenig an ihr verändert haben. Ihr Ursprung geht in das 11te Jahrhundert zurück. Schon im 13ten Jahrhundert glänzten ihre tapfern Burgmannen, als Grafen, bei Ritterspielen und in Fehden; ein Graf Sayn zog mit Kaiser Friedrich, dem Rothbart, in's heilige Land, und zeichnete sich durch Heldenthaten aus. Noch blüht ein Zweig dieses alten Geschlechts in der Linie Sayn-Wittgenstein.

SAYN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt Bücherei Elbing

Stadt Bücherei Elbing

SCHLOSS REINHARDSBRUNN

bei Gotha.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DIE FELSEN VON ETRETAT

oder

das Neptuns-Thor an der Normännischen Küste

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institutes in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt Bücherei Elbing

CLXXXXV. Die Felsen von Etretat an der normännischen Küste.

Schön ist das feste Land mit seinen Bergen und Thälern, Flüssen und Wäldern; aber das Höchste, Erhabenste, womit unser Erdball geschmückt ist, lehrt nur Küstenland kennen; das wilde, zauberische Ungeheuer, den unabsehlichen Spiegel des Himmels, das größte Wunderwerk unserer Erde: — das Meer.

Betrachte dieß Bild! Scheint es nicht der Traum eines Dichters? Noch nennt das Volk diese wunderbare Felsgestalt das Schloß Neptuns und bevölkert die vermeintliche Ruine mit den zürnenden, tückischen Geistern der Tiefe. Aengstlich vermeidet die gefährlichen Klippen der Schiffer, und wenn er ihrer aus der Ferne sichtbar wird, schlägt er andächtig ein Kreuz und betet ein Vaterunser. Nach einer Sage fordert der Meeresfürst hier jährlich 7 Schiffe und 77 Menschenleben zum Opfer; und wohl mögen nicht viel weniger, vom Sturme hergeschleudert, ihren Untergang finden.

Die Kreidefelsen von Etretat sind Trümmer eines natürlichen Walles, welcher die normännische Küste vor vielen Jahrtausenden ohne Unterbrechung umgürtete. Sie ragen 3 bis 400 Fuß über den Wasserspiegel empor. Die wunderbarste Form zeigt das Neptunsthor, offenbar ein Werk der Wellen, welche das weniger feste Gestein zwischen den Seitenpfeilern allmählig ausgewaschen und zuletzt durchbrochen haben.

CLXXXXVI. Reinhardsbrunn.

Es verscholl in den Hallen längst der Orgel Klang
Und das heil'ge Saitenspiel und das fromme Lied;
Doch des Pokales goldner Born ist nicht versiegt,
Und es thront gefürstete Freude, wo einst
Stille des Klosters.

„Umfange mich, heiterer Thalfrieden, paradiesisches Gefilde, das wie eine blumengeschmückte Eremitenzelle im Schooße des Thüringer Waldes ruht! Du empfängst mit den Armen der Liebe und der Ruhe den Wanderer, der

von den Bergen zu dir hernieder steigt, und bietest ihm Freude in Fülle dar. Erquickung dem Ermatteten, Augenweide dem Schaulustigen, heitere Gesellschaft dem Frohen, und der Melancholie düstere Schattengänge dem Traurigen und Unglücklichen. Reste der Vorzeit zeigen die alten Mauern, welche einst dein klösterliches Haus umgaben, und wie versteinerte Sagen stehen ernst und stumm die halbverwitterten Monumente alter Landgrafen unter der Kirche schützendem Dach. Die uralten Linden um den großen, steinernen Mönchstisch rauschen und plaudern, als erzählten sie sich von den längst vergangenen Zeiten. . . . . Hier will ich am stillen Abende sitzen und der Tage gedenken, wo die Glocken über mir Denen zu Grabe riefen, welche im Fürstenglanze strahlten. Von dem hohen Bergschlosse mußten Alle herab, hier fanden die nimmermüden Streiter ihre Ruhestätte, bis die Sturmschwinge der Zeit ihren Grabesstaub und ihrer Leiber Asche spurlos verwehet hat."

Mit diesen Worten führt Thüringens eigentlichster Dichter, unser Bechstein, seine Leser in den reichen Kreis der Geschichten von Reinhardsbrunn, welche mit denen der Wartburg die interessantesten des Thüringer Landes ausmachen.

Auf der Gründung Reinhardsbrunns liegt das Morgenroth der Geschichte, der goldene Schein der Legende. — Ludwig, der zweite Thüringer Landgraf, ein Fürst von ritterlichem, abenteuerlichem Geiste, hatte auf seinen Fahrten die Gemahlin des Pfalzgrafen von Sachsen kennen gelernt. Bald war mit dem schönen Weibe ein verbrecherisches Verhältniß angesponnen. Die Liebenden beschlossen, den Pfalzgrafen aus dem Wege zu schaffen. Gelegenheit ersann Ludwig, erstach ihn mit eigner Hand, und nahm die Wittwe zu sein Gemahl.

Der Kaiser, dem pfalzgräflichen Hause verwandt, sprach die Reichsacht aus über den Mörder. Aber Ludwig hatte viele und feste Burgen, sein Land war groß und unwegsam, er hatte treue Diener und viele Schlauheit: — bald war er da, bald dort, und es vergingen Jahre, ehe man ihn fahen konnte. Endlich wurde er von den kaiserlichen Dienstmannen aufgegriffen und nach Burg Giebichenstein an der Saale in sicheren Gewahrsam gebracht, um dort die Rückkehr und das Urtheil des Kaisers zu erharren, welcher auf einem Römerzuge begriffen war. Nach fast dreijähriger Haft gelang Ludwig die Flucht durch einen glücklichen Sprung, wie die Sage geht, von dem hohen Thurmfenster hinab in die unten vorbeifließende Saale, woher er den Beinamen „der Springer" erhielt.

Aber um Kaiser und Reich zu versöhnen, um sich Sicherheit zu schaffen und das erwachte Gewissen zu beruhigen — bedurfte es schwerer Buße. Die beiden Verbrecher pilgerten nach Rom zum heiligen Vater. Dort gelobten sie zur Vergebung ihrer Sünden feierlich: sich zu trennen, ein Frauen- und ein Mannskloster zu erbauen, und ihre Tage in denselben zu beschließen.

Wieder heimgekommen, war es Landgraf Ludwig's erste Sorge, sich umzuschauen nach einer bequemen Stätte, die zum Bau des Klosters sich eigne. Nicht weit von Friedrichsrode, 3 Stunden von Gotha, lag mitten im Walde ein freundliches Wiesenthal, sonnig und heimlich, und geschützt durch die Berge vor des Wetters Unbill.

Niemand bewohnte es, außer ein armer Töpfer, Namens Reinhard. Nicht weit von dessen Hütte war eine Quelle, und mit Verwunderung hatte Reinhard schon mehrmals in den warmen Sommernächten Lichter neben und auf dem Wasser hüpfen sehen, und vergeblich nach ihrer Ursache geforscht. Kam er hin, waren sie allemal spurlos verschwunden. Da erzählte Reinhard die Wunder-Erscheinung vielen Leuten, und viele kamen und sahen sie, und konnten sie nicht erklären. — Auch Ludwig bekam davon Kunde, ging hin, sah die tanzenden Flämmchen, forschte und forschte vergebens, wie die Andern. Da kam ihn der Gedanke bei, das müsse wohl eine heilige Stätte seyn, und eine gottgefälligere für den Bau seines Klosters möchte er im Lande nicht finden. Sein Beichtvater bestärkte ihn in dieser Meinung. — Bald dröhnte nun die einsame Waldung von tausend Holzärten wieder. Ein Heer von Bauleuten belebte das stille Thal, und es stiegen die Mauern einer der prächtigsten und reichsten Benediktinerabteien des Thüringer Landes empor. Sie erhielt den Namen Reinhardsbrunn, um den Anlaß ihrer Gründung zu verewigen. Als das Kloster fertig war, begrub sich Ludwig selbst hinein als büßender Mönch, nachdem er zuvor sein Stammschloß, die Schauenburg, mit meilenweiten Waldungen und reichen Gründen, der Abtei geschenkt hatte. Zugleich stiftete er ein Erbbegräbniß seines Hauses unter der Klosterkirche, und eine ewige Lampe für jeden in demselben beigesetzten Sarg.

Und im Laufe der nächsten Jahrhunderte erklangen vielmal die Trauerglocken im Kloster Reinhardsbrunn, wenn sie den Leib eines Herrn des Thüringer Landes brachten von der hohen, 4 Stunden fernen Wartburg, oder von entfernten Schlössern, wie Ludwig den Eisernen, den seine Edelleute auf ihren Schultern zehn Meilen weit von Halle hertragen mußten; oder aus fremden Landen, wie Ludwig den Heiligen, den der Herr gerufen auf dem Zuge nach Palästina! —

In des Mittelalters langer Nacht der Unwissenheit schimmerte des Klosters Stern hell und die Benediktiner von Reinhardsbrunn, — sorgsam gepflegt, geschützt und reich beschenkt von den thüringischen Fürsten, — lebten ihre goldene Zeit. Als aber des Begründers Stamm, das landgräfliche Haus, (im 15. Jahrhundert), mit Friedrich dem Einfältigen ausstarb und lachende Erben sich in das schöne Land theilten; als endlich die Morgenröthe der Reformation anbrach, da erbleichte das Sternlein gar schnell, und noch ehe der Tag kam, löschte es die Hand eines furchtbaren Geschicks. — Luther's Zauberwort: Freiheit des Glaubens, hatte den Geist der Massen aus seinem Todten-Schlafe aufgerüttelt, weit umher in Deutschland sprengte er die Bande gewaltsam und die entzügelte, rathlose Kraft äußerte sich verheerend und zerstörend, wie die entfesselten, rohen Elemente der Natur. Der Sturm des deutschen Bauernkrieges überbraußte ganz Thüringen, und Kloster Reinhardsbrunn sah seinen letzten Tag. Am Montag, 8 Tage nach Ostern, des Jahres 1525, standen die Bürger und Bauern in Waltershausen und der Umgegend auf, und ihr erster Zug galt der Klosterherrschaft der feisten Benediktiner. Der letzte Abt floh, mit ihm sein Kellermeister. Abends rückten 800 Mann ein, soffen die ganze Nacht, raubten und plünderten und trieben Spott mit den Mönchen. Den andern Morgen kamen neue Haufen: die Klosterbrüder machten

sich aus dem Staube. Nun wurde die Abtei, nachdem alle Vorräthe aufgezehrt waren, von den tollen Haufen demolirt. Selbst das Allerheiligste erfuhr keine Schonung. Man riß die fürstlichen Grabgewölbe auf, stürzte die Särge um, raubte den Gebeinen ihren Schmuck, und warf sich in toller Lust mit den Knochen der alten Herrscher. Die kostbare Klosterbibliothek wurde im Hofe verbrannt. Die vier und zwanzig Altäre der Kirche, herrliche Denkmäler der altdeutschen Malerei und Skulptur, wurden niedergerissen; alle übrigen Kunstwerke vernichtet; die Glocken zerschlagen; die 3 Orgeln auseinander gerissen; Thüren und Fenster verbrannt; die Dächer abgedeckt; ganze Gebäude bis auf die Grundmauern verwüstet. Nach vollendetem Zerstörungswerke zogen die wüthenden Haufen ab und ließen die reiche, prachtvolle Abtei als Ruine zurück.

Zwar sammelten sich die zerstreuten Klosterbrüder wieder und begehrten Erlaubniß zur Wiederherstellung der Abtei. Solches wurde ihnen jedoch von dem protestantisch gesinnten Landesherrn verwehrt. Er ließ jedem der Mönche eine gewisse Summe zahlen, rieth ihnen, in den weltlichen Stand zurückzutreten und weiter zu wandern. Aber die reichen Besitzungen des Klosters zog er ein, machte sie zu einem Amt und Kammergut und verwandelte die noch übrigen Klostergebäude in Wirthschaftswohnungen und in ein fürstliches Jagdschloß.

Diese Bestimmung behielt es bis auf den heutigen Tag. — Unter der Regierung des Herzogs Ernst von Gotha, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wurde die nächste Umgebung in freundliche Anlagen umgeschaffen, und seinem geistreichen, genialen Nachfolger, dem Herzoge August, war Reinhardsbrunn der gewöhnliche Sommeraufenthalt. „Mein stilles, heiliges Thal, (schrieb er von hier aus seinem Freunde, dem Dichter Wagner), der düster-schattige Wald, die frisch-grünen Wiesen, die schillernden Seen, die duftenden, durchzwitscherten Büsche, der stumme Abend, die Gräber der Ahnen, die undurchdringlichen Geheimnisse der verödeten Zellen, — das Alles könnte wohl einen Dichter reizen, — vielleicht begeistern! Hier in dem lieben, alten Zellenhause, am reinen, heiligen Krystallborn, hänge ich mehr von meinem Willen ab, als in der lärmigen Stadt und an meinem Hofe." —

Zehnfach verschönert, und umgeschaffen zu einer der herrlichsten deutschen Fürstenvillen, haucht Reinhardsbrunn auch dem jetzigen Besitzer mit seinen alten, zum Himmel aufstrebenden Edeltannenhainen den ersten balsamischen Frühlingsgruß jedes Jahr entgegen. Wälder und Gründe, Berge und Thäler weithin, bilden einen mit sorgfältig unterhaltenen Wegen durchzogenen Park, mit einer Wildbahn, welche die größte und reichste vielleicht in ganz Deutschland ist. Von jeher war es den humanen Fürsten Gotha's eigen, ihr Volk vom Mitgenuß ihres Eigenthums nicht auszuschließen, und so ist auch Reinhardsbrunn an jedem Sonn- oder Festtage der schönen Jahreszeit ein Sammelplatz der Städter und Dörfler oft zu Tausenden und der Ort, wo sich thüringer Frohsinn und Heiterkeit in Fülle zeigen.

Stadt Bücherei Lüdenscheid

BENEDICTINER — ABTEY MOELK an der DONAU

im Oesterreich

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXXXXVII. Die Benediktiner-Abtei Mölk

in Oesterreich.

Der Mensch erlangt nie, was er wünscht, weil seine Wünsche den Köpfen der Hyder gleichen. Den abgeschlagenen wachsen andere nach. Jeder befriedigte Wunsch zeugt neue, und darum ist es Sisyphusarbeit, in der Erreichung derselben Glück und Zufriedenheit zu suchen. Erst wenn man entbehren gelernt hat, statt zu erwerben, hält die Welt, was sich der bessere Mensch von ihr verspricht. Erstaunt wird dieser dann gewahr, daß er außer sich gesucht hatte, was er nur in sich selbst finden konnte, und Glück und Zufriedenheit, die ihn geflohen waren, so lange er um sie gerungen, nach aufgegebenem Kampfe kehren sie ein als ungerufene und unerwartete Gäste!

Diese Wahrheit, obschon von der täglichen Erfahrung bestätigt, hat dennoch eine gefährliche Seite. „Warum soll ich denn," möchte daraus gefolgert werden, „mein Schifflein mit Noth und Gefahr zusteuern der hohen, stürmischen See des Lebens, da ich doch auf derselben nicht erlangen kann, was ich suche? Warum soll ich Kraft und die schönste Lebenszeit daran setzen, mühselig nach Zielen zu ringen, die sich jedesmal weiter entfernen, sobald ich sie erlangt zu haben wähne? warum einen nutzlosen Kampf erst wagen, ehe ich ihn aufgebe? Klüger ist's, ich verzichte von Anbeginn darauf und lerne entbehren, ehe ich genieße, was doch nicht sättigt. Ein Mönch in seiner Klause ist am Ende ein nicht schlechterer Philosoph, als Aurel im Purpur, oder Diogenes im Fasse, und es hat jener die Weisheit jedenfalls wohlfeiler, und übt sie bequemer, als diese beiden." — So haben Tausende gedacht und Viele denken noch so, und das nächste Kloster dünkt ihnen des Lebens beneidenswerthester und schönster Port.

Wenn dem so wäre, lieber Leser, so wäre jenes prachtvolle Haus in einem irdischen Paradiese fürwahr ein Magazin voll irdischer Glückseligkeit. Aber zum Wohle der Menschheit verhält sich's anders. Nein! Es gibt keinen Genuß hienieden ohne den Stachel des Bedürfnisses, keine Ruhe ohne ermüdende Anstrengung! Immer setzt jener ein Entbehren, dieser eine Thätigkeit voraus. Ruhe ohne vorausgegangene Anstrengung ist Müssiggang, und der gibt nie dem Menschen Zufriedenheit und Glück. Wer niemals sich müde arbeitete, wird niemals die Seligkeit des Ausruhens zu schätzen wissen, und wer nicht Kraft und Jugend an die Erreichung seiner Wünsche setzte, kennt auch die Seligkeit der Resignation nicht. Nur auf den mit nützlicher Arbeit ausgefüllten

Tag blickt der rechte Mann mit Zufriedenheit, und es bleibt ausgemacht: Rühmliche und freudvolle Ruhe ist nur der Lohn eines in Anstrengung und Mühen für edle und nützliche Zwecke hingebrachten rühmlichen Lebens. Glaube mir: Washington beschloß seine Tage in ländlicher Zurückgezogenheit mit reichern und ganz andern Gefühlen und Genüssen, als in jenem königlichen Hause ein Prälat, welcher von früher Jugend an bis zum Grabe sich im Schooße der Ruhe, der Sorglosigkeit und des Ueberflusses wiegt.

Königlich nannte ich das Haus; und fürwahr, kein Monarch der Erde möchte sich dessen schämen. Aber auch ganz Oesterreich hat kein zweites Mölk, keine Abtei so prachtvoll und so unermeßlich reich, als diese der Benediktiner. Ihre Einkünfte betragen mehr als eine Million. Es ist einleuchtend, daß die Ordensgeistlichen sie unmöglich ganz für sich verbrauchen können, und rühmlich ist's, daß ein wissenschaftlicher, dem Orden eigenthümlicher Sinn die Ueberschüsse zur Unterhaltung höherer Bildungsanstalten und Institute anwendet, welche seit langer Zeit mit der Abtei vereinigt sind. Mölk enthält ein theologisches Seminar, ein Gymnasium (besonders zu gründlichen philologischen Studien geeignet), mit einem Conviktorium für arme Schüler, eine berühmte (an Incunabeln und Handschriften reiche) Bibliothek, und ausgezeichnete naturhistorische und kunstgeschichtliche Sammlungen.

Der Bau der der Donau zugekehrten Fronte (des sogenannten Stifts) ist ein Werk Brandauer's, in welchem Oesterreich einen Palladio ehrte. Dem prächtigen Aeußern ist das Innere entsprechend. Ueberaus reich geschmückt ist die Kirche, vor derem Portal die colossalen Statuen der Heiligen Leopold und Coloman aufgerichtet stehen. Den Plafond der großen Kuppel malte Rothmayr, an den Altären halfen ihm Bachmann und Paul Troger. Noch bedeutendere Schätze der Malerei bewahrt die Prälaten-Kapelle; viele Bilder altdeutscher Meister aus der besten Zeit.

Aus den Fenstern dieses geistlichen Pallastes und von den erhabneren Punkten des Stiftgartens genießt man reizende Aussichten auf die Donau und deren Umgebungen, von einer Reihe bewaldeter Berge im Halbkreise umlagert. Von vielen der letztern prangen Burgen, oder blicken Kapellen und Ruinen herab: — zunächst Weiteneck, in Trümmern, etwas ferner die wohlerhaltenen Schlösser Schönbiel und Lubeneck, und die Kirche Maria-Täferl, einer der berühmteren Wallfahrtsorte Oesterreichs.

Stadt Bücherei Elbing

Ch. Daumerlang sc. Nbg

CYPRUS

Hauptstadt der Insel Cypern

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CLXXXVIII. Cypern.

Tempel sich reihten an Tempel am Ufer der brausenden Meerfluth,
Wo sie, das feuchte Gestade milde zu schützen, gebaut,
Und der schäumenden Fluth Beherrscherin brachten Kränze
Schiffer, gerettet, zum Dank; Liebende, froh vom Genuß. —
Ehret Kypriens Macht, sie rufet euch bald in der Liebe,
Bald auf stürmischem Meer günstige Lüfte herbei.

Kypria's Tempel sind zerbrochen, ihrer Priesterinnen Gesänge verstummt; Freude, Lust und Genuß feiern hier Opferfeste nicht mehr: aber die Reize der Natur, welche Cypern würdig machten zur Wohnung der Göttin der Liebe und der Schönheit, Fruchtbarkeit und Milde des Klima, wodurch sie berühmt war im Alterthum, sind die nämlichen noch. Eben so verschwenderisch, wie ehedem, gießt noch gegenwärtig die Natur ihr Segenshorn aus, und nur Hände glücklicher, lebensfroher Menschen fehlen, seine Gaben zu empfangen. Cypern, das zur Zeit des Perikles auf 350 Quadratmeilen 2 Millionen Einwohner zählte, hat deren jetzt kaum siebenzig Tausend, und mitten im Schooße des Ueberflusses darbt der größere Theil derselben arm und elend. Der Fluch des Despotismus verkehrt hier, wie er es überall thut, Gottes Segen in Mangel.

Die Geschichte der Insel verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Die Mythe läßt an ihren Ufern Venus aus dem Schaume des Meeres emporsteigen, und der Tempeldienst der Göttin verbreitete sich von Cypern aus über Kleinasien, Griechenland und das westliche Europa. Schon 1500 Jahre vor Christus blüheten hier kleine Königreiche, aus jonischen und hellenischen Colonien entstanden. Amasis, der Beherrscher Aegyptens, unterwarf sich 550 v. Chr. die Insel, und sie blieb unter ägyptischer Botmäßigkeit, bis sie, zu Cäsars Zeit, die Römer an sich rissen. Nach der Theilung des Reichs gehörte sie zur östlichen Hälfte. Constantinopel regierte sie durch Prinzen des Kaiserhauses. Einer derselben machte sich unabhängig und bestieg als Kommenus der Erste den neugeschaffenen Königsthron. Dessen Nachkommen hielten sich in der Herrschaft bis zu der Zeit der Kreuzzüge, als Richard Löwenherz Insel

und Krone einem Grafen Lusignan schenkte. Nach dem Aussterben dieser Familie setzte sich (1473) Venedig auf Cypern fest. Die Republik blieb in ungestörtem Besitze der Insel, bis sie in dem halbhundertjährigen Kampfe mit den Türken mit ihren Besitzungen in Griechenland auch diese verlor. Als (1571) nach der berühmten Vertheidigung von Famagosta durch Bragadino das letzte Bollwerk der venetianischen Herrschaft gefallen war, unterlag Cypern einer schrecklichen Catastrophe. Sultan Amurath der Dritte ließ die gefangenen Venetianer niederhauen, den Helden Bragadino lebendig schinden, und Leben und Habe der christlichen Bevölkerung gab er seinen fanatischen, erbarmungslosen Kriegerhorden preis. Sie machten die Städte zu Schutthaufen, das Land zur Wüste. Und niemals hat Cypern unter türkischer Herrschaft wieder glückliche Tage gesehen.

Die Hauptprodukte der Insel sind: Spezereien (größtentheils wild wachsend), Südfrüchte, Wein, Oliven und Honig, welche fast ohne Pflege in unermeßlicher Menge gewonnen werden könnten. Neun Zehntel der Insel sind ganz ohne Cultur. Die einst großen und volkreichen Städte Paphos, Amathusia, Salamis ꝛc. ꝛc. sind noch in wenigen Trümmern kenntlich. Gegenwärtig gilt als Hauptort der Insel Nicosia (3000 Einw.), wo der türkische Gouverneur seinen Sitz hat. Das Innere ist voll hoher Gebirge, deren Terrassen in verschiedenen Regionen die reizendsten Abwechselungen des Klimas gewähren, welches in den Ebenen tropischer Natur ist. — Unser schönes Bild zeigt uns die nördliche Küste, nahe bei dem anmuthig gelegenen Städtchen Cernica.

Stadt Bücherei Elbing

BERNARD-CASTLE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CLXXXXIX. Barnard-Castle

in der Grafschaft Durham in England.

Die Schlacht von Hastings war geschlagen, und was einst den Angelsachsen erst nach 150jährigem Kampfe gelungen war, gewann dem Normannen-Herzoge Wilhelm ein einziger Tag. England, nach Kriegsrecht dem Eroberer eigen, erlitt eine traurige Umwälzung. An die Stelle des freien Eigenthums trat die Belehnung, und die Güter der angelsächsischen Großen dienten, um Diejenigen königlich zu belohnen, welche dem Fürsten auf seinem Zuge gefolgt waren. Vergebliche Versuche, das harte, ungewohnte Fremdenjoch abzuschütteln, reizten den beleidigten Herrn und verschlimmerten das Uebel. — Unter Wilhelms Nachfolger, Rufus, fühlte die unterdrückte Nation die Zuchtruthe eines mißtrauischen Tyrannen. Rufus beraubte auch diejenigen angelsächsischen Grundbesitzer ihres Eigenthums, welche Wilhelm, aus Rücksicht gegen ihm erwiesene Dienste, oder weil sie sich bereitwillig unterworfen, geschont hatte, und er verschenkte ihre Güter an normännische Kriegsleute, nach seines Vorfahrers Beispiel. Zur Zwingherrschaft berufen, ergriffen diese die dienlichsten Mittel, sich in derselben zu befestigen. Jeder Baron umgab sich mit einer Schaar gemietheter Reisige, und Zwingburgen erhoben sich auf allen Höhen des unterworfenen Englands.

Auch diese dunklen Mauermassen, welche auf senkrechten Felsen am Ufer der Tee über uralte Linden und Kastanien schatten, und eine der malerischesten Ruinen Altenglands ausmachen, sind in dieser Zeit entstanden. 1093 belehnte Rufus den normännischen Ritter Guido Beliol, einen alten Kampfgenossen des Eroberers, mit den Waldungen von Teesdale und Maywood, und mit der Herrschaft über Middleton und Gainsford, „auf daß er streng Regiment einrichte, und die störrigen Sachsen übe in Gehorsam und Unterwürfigkeit." Ein Enkel dieses Guido, Barnard, erbaute die Burg und nannte sie nach seinem Namen. Barnards Geschlecht wurde reich im Laufe zweier Jahrhunderte und zu einem der mächtigsten des Landes. Ein John Beliol trug den schottischen Purpur. Aber bald nach ihm erlosch sein Stamm; Barnard-Castle fiel den Warwick's zu Lehn, von welchen es auf die Cleveland's kam, welchen es noch heute gehört.

Die Burgruinen, die bei einem gleichnamigen gewerbreichen Städtchen auf einem bewaldeten Berge liegen, umfassen einen Raum von mehr als einer halben Million Quadratfuß. Tief in die Felsen gehauene Gräben haben

ehemals die Veste in mehre Theile gesondert. Auf diese Weise wurde ihre Vertheidigung möglich auch dann, wenn ein Feind schon innerhalb der Mauern sich festgesetzt hatte. Das stärkste Werk bestand aus einem gewaltigen Thurme, von Barnard selbst auf einen Felsen erbaut, der 120 Fuß hoch senkrecht zur Tee hinabsteigt. Fest steht er da, wie aus Erz gegossen, und noch vollkommen erhalten.

Der Weg zur Burg geht durch einen tief in das Gestein gesprengten Hohlweg, an dessen Seitenwänden Schlingkraut mancherlei Art in der üppigsten Vegetation herabrankt. Tritt man aber durch das Burgthor, welche Ueberraschung! Der weite Hofplatz, rund umher mit uralten Bäumen und majestätischen Trümmern umgeben, ist in einen üppigen Garten umgeschaffen, an den verwitterten Wänden grünen und reifen Pfirsiche, bunte Blumenbeete prangen auf den breiten Stirnen der Mauern, und zwischen ihnen schlingen sich Kiespfade hin, welche mit jedem Schritte die Ueberreste des alten Riesenbaues in veränderten Lichtern und Formen zeigen. Der einstige Sitz räuberischer, hochfahrender Gewalt ist jetzt die friedliche Wohnung des Fleißes, und über dem Thurmthore verkündigen dir ellenlange Buchstaben die wunderlichste, unerwartetste Metamorphose. Du liesest: — PATENT-SHOT-MANUFACTORY. Wenn dich ein Rittertraum den Burgberg hinauf begleitete, durch diese Worte verschwindet er gewiß.

Das an schauerlichen Erinnerungen volle Gewölbe, in welchem zu Richard des Dritten Zeit der Tower-Lieutenant Brakenbury schmachtete, ist jetzt die freundliche Wohnstube eines Faktors, und in dem Rittersaale werden — Hasenschroten gegossen.

Stadt
Bücherei
Elbing

HEBRON UND ABRAHAMS GRAB

(Palestina)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

cc. Die Gräber der Patriarchen.

Die Nation der Israeliten lebt ihr viertes Jahrtausend. Zwar ist sie seit lange von der politischen Schaubühne verschwunden, zwar haben wir uns daran gewöhnt, mit mitleidigem Lächeln auf die niedrigen, unscheinbaren Trümmer des längst eingesunkenen Volksbaues herabzublicken: aber der Weltphilosoph betrachtet sie mit Ehrfurcht und in der Bildungsgeschichte der Menschheit steht das Judenthum da als die merkwürdigste aller Erscheinungen. —

Judenverachtung ist Rohheit und Unrecht zugleich. Daß in dem Verhältniß, in welchem die Juden zerstreut unter andern, andersgläubigen und anders erzogenen, Völkern leben, sich weder Begeisterung noch Heldengröße (Eigenschaften, an denen sie übrigens nie reich waren,) bei ihnen entwickeln können, ist wohl begreiflich. Der Druck, in dem sie gehalten wurden und noch werden, hat bei den Juden den Funken der Begeisterung nothwendig ausgelöscht, die thatenreiche Energie des Geistes vernichtet, Hoheit und Schwung der Gesinnung zu Unmöglichkeiten gemacht. Aber genetisches Wesen und Charakter seines Volks hat der Hebräer dennoch unverändert bewahrt. Er ist so unauslöschlich, als er für uns räthselhaft bleibt; er ist so alt wie das Land, das die Patriarchen bewohnten. Der Jude gehört, wie jedes andere selbstständig ausgeprägte Volk, seinem Weltstriche an; diesem aber für immer und unwiederbringlich entrissen und verpflanzt in alle Völker, erscheint er nothwendig aller Orten wie ein fremdes, nicht hergehöriges Gewächs. Was der Jude sich an seinem Jehova denkt, denken wir uns nicht an demselben; was wir für Wirksamkeit und Freiheit des Geistes, für männliche Ehre, für Würdigkeit und Tüchtigkeit halten, denkt jener sich anders. Von Vielem, was uns edel, gut und groß, der Aufopferung und Begeisterung werth erscheint, ermangelt dem Juden selbst der Begriff; und anderer Seits sind wir Völker, die wir jene Nation zwei Jahrtausende lang des Rechts und der Ehre beraubt und sie unter einem mehr als asiatischen Drucke geknechtet haben, selten geneigt, gerecht zu seyn in Würdigung ihrer Tugenden, und oft nicht einmal fähig, sie zu erkennen.

„Spotte nicht des Unglücklichen," mahnt der Herr, und unglücklich ist das „Volk Gottes," denn es ist ohne Vaterland, ohne Ehre und ohne Wohnung. Nicht einmal die Ruhestätte der Ahnen gehört ihm im Lande seiner Väter. Ueber den Gräbern der Patriarchen wölbt sich der Tempel eines andern Glaubens, und ein anderes Volk bedroht mit Todesstrafe den Israeliten, der seiner Ahnen Gruft zu betreten wagt.

Die Gräber der Patriarchen sind bei Hebron gelegen, in dessen Umgebung Abraham, der biblischen Tradition nach, seine Heerden weidete. Hebron liegt eine Tagereise von Jerusalem in einer hügelichten,

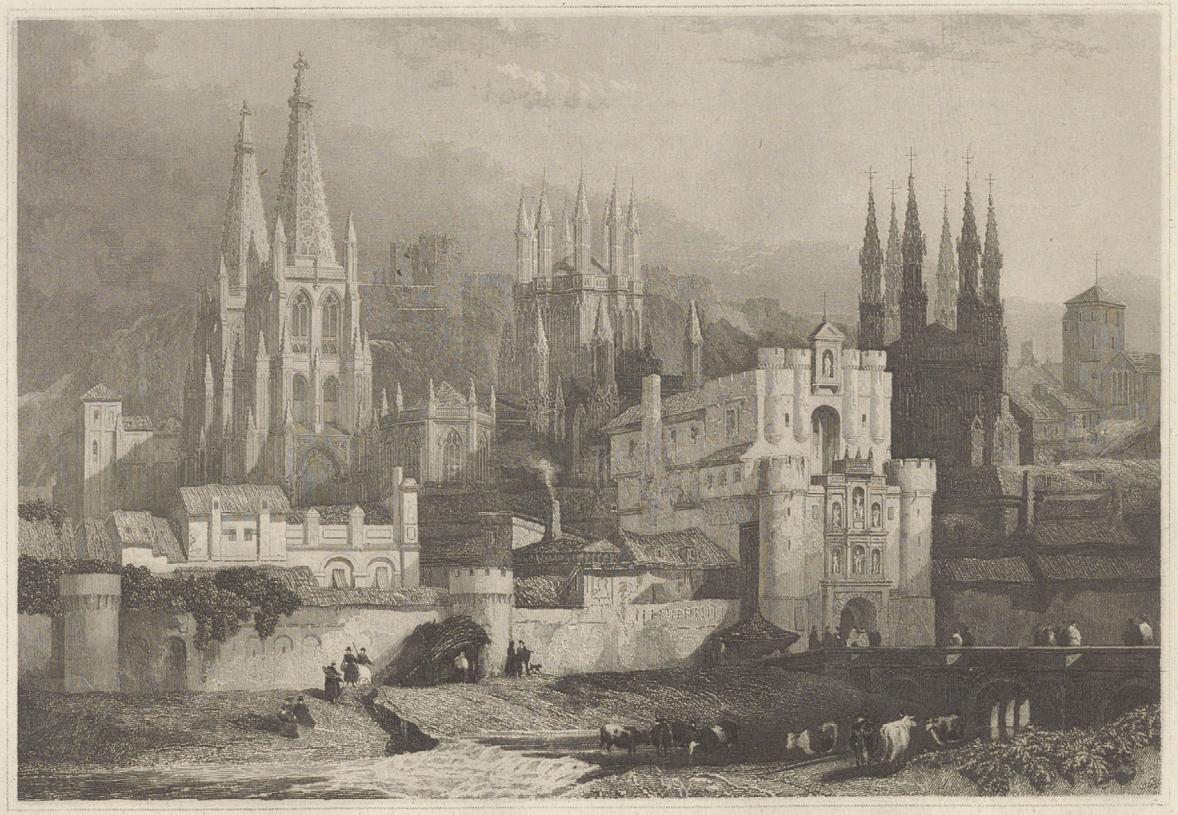
noch jetzt weidereichen Landschaft. El Hhalil nennen es die Türken und Araber, welche, 400 Familien stark, den Ort bewohnen. Es ist ein durch Obst-, Oel-, Wein- und Seidenbau gut genährtes Städtchen, freundlicher und reinlicher als die meisten Landstädte Palästinas. Doch ist die Gegend als unsicher verschrieen, der streifenden Araber wegen, und deshalb wird Hebron selten von christlichen Pilgern besucht.

Die Mausoleen der Erzväter befinden sich in einem mit Reben bepflanzten Kalksteinhügel über der Stadt. Sie umfassen die des Abraham und der Sarah, Isaak's und Jakob's und ihrer Frauen, der Rebekka und Lea, das Grab Joseph's und mehrer seiner Brüder. Alle bestehen aus einzelnen Todtenkammern, überbaut von einem anfänglich christlichen, seit Eroberung des Landes durch die Araber mohamedanischen Tempel. Nach der Beschreibung Ali Bey's,*) der im Jahre 1807 Hebron besuchte, ist es ein klosterähnliches Gebäude von großem Umfange, auf einer steilen Anhöhe gelegen. Eine breite Marmortreppe führt zum Eingange, an den ein offener Hof stößt, von wo ein Kreuzgang der Kirche zuführt. Das Thor derselben schmückt ein schöner, von Säulen getragener, antiker Portikus. Die Vestibule enthält zwei Grüfte: die des Abraham und der Sarah. Im Schiff, zwischen zwei Säulen, steigt man zur Todtenkammer Isaak's hinab; ihr gegenüber ist die seiner Gattin. Auf der hintern Seite, in einer Kapelle, sind die Gräber Jakob's und der Rebekka. Ein langer Bogengang führt zu einer zweiten Kapelle, in deren Gruft die Asche Joseph's ruht. Diesen und Abraham, welchen die mohamedanische Legende, sonderbar genug, die erste Tempelgründung von Mekka zuschreibt, halten die Türken in besonderer Verehrung.

Alle die Grabgewölbe umschließenden Räume sind auf das Kostbarste verziert, die Wände starren von edlem Metall, die Thüren sind mit dicken Silberplatten benagelt, Bänder, Riegel und Schlösser massiv von demselben Stoffe. Die Grüfte selbst sind mit persischen Teppichen, voll der köstlichsten Stickerei in ächten Perlen und edlen Steinen ausgeschlagen und über den Grabsteinen sind reiche Stoffe mehrfach über einander gebreitet. Die meisten dieser Kostbarkeiten sind Geschenke der Kalifen und Sultane. Mohamedanische Priester und ihre Trabanten bilden bei jeder Gruft eine immerwährende Wache. Ein Mufti unter dem unmittelbaren Befehl des Großherrn, steht an der Spitze des Etablissements, welches ansehnliche Einkünfte, man sagt über 100,000 Piaster, bezieht.

*) Travels of Ali Bey, Vol. II. p. 232.

Stadt
Bücherei
Elbing



ANSICHT VON BURGOS

in Spanien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCI. Burgos in Spanien.

Es war ein schwüler Nachmittag; heiß brannte uns die kastilianische Sonne auf die Scheitel. Die fast erschöpften, trägen, stolpernden Maulthiere trugen uns langsam auf schroffen Pfaden zum Plateau der Sierra. Plötzlich hielt der voraustrabende Führer, und abendwärts deutend rief er aus: „Dort liegt Burgos mit seinen Thürmen!" Schnell eilten wir nach. Welch eine Aussicht! Ein ferner, hoher Berggürtel, der sich rund um die Gegend, in deren Mittelpunkt die Stadt lag, herzog, schien bis in die Mitte mit schwarzem, silberumsäumtem Gewölk umzogen, in dem Blitze zuckten, und aus welchem ein unheimliches Getöse herüber drang, wie aus einer ungeheuern Werkstatt. Die Stadt selbst dagegen erschien hell und klar. Ihre glatten und weißen Mauern warfen die glänzenden Strahlen der Sonne zurück, und das vortreffliche Ebenmaß, der edle Styl aller Gebäude, ihre schöne Zusammenstellung kamen auf das vortheilhafteste zum Vorschein. Silberne Blumen schimmerten von den Thurmspitzen, und güldene Kreuze funkelten und leuchteten, wie dreifache Flammen.

Rasch trabten wir hinab in die Ebene. Als wir in die alte Königsstadt einritten, war die Nacht schon eingebrochen. Hie und da eine Figur, die zur Kirche wandelte; dann und wann der Klang einer Meßglocke: sonst Todtenstille in den öden, finstern Gassen. Da fingen die schlanken, bunten Fenster in den Kirchen und die obern in den Palläſten an hell zu werden; der Vollmond war heraufgestiegen, und sein bleiches Licht fiel auf die hohen Gebäude. Die gewaltigen Säulen, Mauern und unabsehlichen Façaden der verschlossenen Klöster erhellten sich allmählich ganz, bis sie im reinsten, silberfarbenen Schimmer standen und mit den sanftesten Farben spielten. Jeder Gegenstand war nun deutlich sichtbar, und der Widerschein der Heiligenstatuen von den Portalgesimsen der Kirchen und Palläſte, von den wunderlichen Arabesken in den durchbrochenen Thürmen und den reichen, phantastischen Verzierungen an den Häusern malte die Straßen geisterhaft. Ich dachte an Cid, den Ritter ohne Furcht und Tadel, und augenblicklich schuf meine Phantasie aus den leblosen Schatten ein lebendiges Getümmel von Rittern und Knappen, und Spießen und Schwertern, und Schildern und Helmen, die sich nach dem Balkon des alten Königspallastes zu neigen schienen, auf welchem ich ein gekröntes Paar auf goldenem Sitze, von Rittern und Edeldamen umgeben, zu erkennen glaubte. Noch träumte ich fort, als wir durch das Thor eines sehr großen Gebäudes einritten. In der Mitte des Hofes spiegelte sich der Mond in den Wellen eines Marmorbassins, in das die Silberstrahlen des Was-

sers plätschernd herabfielen. War mir es doch, als gehörte ich selbst mit zum Ritterzuge, der dem Könige zu huldigen kam. Erst als wir abgestiegen und in die öde, weite Wirthsstube getreten waren, aus der uns ein ekelhafter Gestank, das Wahrzeichen des Schmutzes, dieser Pest der spanischen Wirthshäuser, entgegen duftete, merkte ich, daß wir uns in einem spanischen Wirthshause befanden, dem besten in Burgos, aber schlechter als das schlechteste in Deutschland."

— So weit das Bild von Burgos, wie es die Feder eines deutschen Reisenden skizzirt hat. — Ich habe bereits bei einer frühern Veranlassung *) eine Beschreibung von der alten Hauptstadt Castiliens gegeben, auf welche ich, um Wiederholung zu vermeiden, verweise.

CCII. Fürstenberg.

Menschen, die viel gereist sind, gleichen gewissermaßen den Zugvögeln, welche sich vor den übrigen ihrer Gattung durch eine größere Ausbildung vieler Fähigkeiten, durch Gewandtheit, Klugheit, Ortssinn u. s. w. auszeichnen. Freilich hat die Regel ihre Ausnahmen. Manchen Menschen fehlt die nöthige Aufmerksamkeit und Ruhe, um den Wechsel der Gegenstände und ihre Zusammenstellung erst gehörig zu betrachten, dann darüber nachzudenken und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Solche Menschen sollten lieber gar nicht reisen; als Bildungsmittel wenigstens wird es nie bei ihnen fruchten.

Man lernt eine Gegend erst recht kennen, wenn man viele andere Gegenden gesehen hat. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat seinen besonderen Gesichtskreis, seine eigenthümliche Gegend. Diese steht zu jener immer in Wechselbeziehung; beide, die leblose, wie die organische Schöpfung, werden durch ihre Localität

*) Im 1ten Hefte vom 5ten Bande des Universums.

FÜRSTENBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt Bücherei Elbing

charakterisirt. Auch der Mensch kann von dem Einfluß derselben sich nicht frei halten, und selbst der Vielgereiste, der alle Welttheile gesehen, er wird immer wieder daran erinnert, wie seines Vaterlandes Genius ihn mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, wie Bild und Wesen der Heimath seine Seele durchschimmern, wie die Heimath gleichsam die Hieroglyphen-Schrift seines Gemüthes geworden ist, die er mehr und mehr entziffert, je schärfer er beobachtet, je tiefer er einsieht, daß Schicksal und Gemüth Namen eines Begriffs sind.

Ich sah manches Land und habe unter mehr als einem Volke gelebt. Ich habe die lebendige Natur in ihren großartigsten und reizendsten Erscheinungen, die gefeiertsten Werke der Kunst aller Zeiten und Menschen mit dem innern, geistigen Auge erschaut und beschrieben. Dennoch (warum sollte ich es nicht sagen?) hat ein Bild aus der Heimath immer am meisten auf mich gewirkt. Jedes neue Blatt vaterländischer Ansichten erfüllt mich mit Liebe, erhebt mich zum lebendigen Anschauen; es läßt mich nie ohne Theilnahme, ohne Genuß und Offenbarung. Ich begrüße ein solches Bild stets wie man einen alten Bekannten begrüßt: mit neuer Freude. — So auch diese Trümmer einer hohen Rheinburg.

Fürstenberg liegt am linken Ufer des Stroms, zwischen Bingen und Coblenz. Ein schmaler Fußsteig schlängelt sich bald durch Weingärten, bald durch Gestrüpp und Felsschluchten, in welchen ein scharfer Wind saust, den Berg hinan. Oben sehen wir uns vor einem geräumigen Platze, auf welchem einige verfallene Mauern und ein Thurm von gewaltiger Stärke hinter tiefen, halbverschütteten Gräben stehen. Junges Gebüsch schlingt sich um der Raubveste uralte Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greises. Wir glauben in die Unermeßlichkeit der Zeiten zu sehen und meinen, die weitesten Zeiträume der Geschichte in kleine, glänzende Minuten zusammen gezogen zu erblicken, wenn wir des Gemäuers graues, bemoostes Gestein, seine blitzähnlichen Risse und seine hohen, schaurigen Gestalten betrachten. So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, so unschuldig, wie die Wangen eines Kindes, die fernsten Heere seiner schweren, ungeheuern Welten. — —

Ehe wir in das durch Sturm und Zeit weit ausgebrochene Thor in das Innere der Ruine treten, fesselt uns der Zauber einer zwar nicht weiten, aber lieblichen Aussicht. — Gegenüber auf der rechten Rheinseite liegt der Flecken Lorich mit seiner stattlichen gothischen Kirche und mit seinen hohen Thürmen; die bewaldeten Bergwände spaltet eine tiefe, düstere Schlucht; es ist die der Wisper, welche dem Rheine zuströmt. Dicht über der Stadt prangt die Ruine des Schlosses Friedberg auf einer Anhöhe, und Bacharach mit seinem schönen Stahleck auf der einen Seite, auf der andern Nieder-Heimbach, ein freundlicher Flecken, begränzen die malerische Vista.

Die Geschichte Fürstenbergs hat merkwürdige und interessante Momente. — Im eilften Jahrhundert von den rheinischen Pfalzgrafen erbaut, artete, nach dem Tode des thatkräftigen, von dem raub- und fehde-

lustigen Adel so gefürchteten Habsburgers, ihre ursprüngliche Bestimmung, die Winterresidenz der Pfalzgrafen zu seyn, aus, und Fürstenberg ward zu einem der gefürchtetsten Raubschlösser, dessen Mauern Handelsleute, Reisende und Schiffer nie ohne Zagen erblickten. Die Fürsten überboten damals die Stegreifritter an Frechheit, an Verhöhnung des Rechts und der Gesetze, und ihre gedungenen Rotten übten von ihren Burgen aus unerhörte Erpressungen und die ärgsten Gräuel. Da half kein Gesetz, wo die Hüter und Vollstrecker des Gesetzes selbst die Verbrecher waren! Des Kaisers Gebote wurden öffentlich verhöhnt und verspottet. Die Krone setzte sich der Uebermuth auf, als die Räuberbande des rheinischen Pfalzgrafen den Kaiser Adolf, den Nassauer, eben als er nach Frankfurt zur Krönung zog, bei Fürstenberg überfiel, mit seinem Gefolge gefangen nahm, ihn auf die Burg schleppte und dort so lange gefangen hielt, bis er sich mit schwerem Lösegeld losgekauft. Vergeltung blieb nicht aus. Nach seiner Befreiung unternahm der Kaiser einen Zug gegen die Friedensstörer, Fürstenberg wurde zerstört (1293) und zugleich die meisten übrigen Raubburgen am Rhein.

Fünfzig Jahre später erhob Fürstenberg sich wieder aus dem Schutte, schöner und stattlicher als zuvor. Aber bald nach seiner Vollendung versetzte es das pfalzgräfliche Haus an Trier, und dieses blieb in seinem Besitze, bis im dreißigjährigen Kriege es die Franzosen (1632) sprengten und einäscherten. Seit dieser Zeit ist es Ruine.

Innerhalb dieser düstern Mauern erwartet den Wanderer eine seltne Ueberraschung. Tritt er durch den alten Thorweg, so sieht er sich mit den schönsten blühenden Gewächsen und Fruchtbäumen umringt und erstaunt bemerkt er, daß diese Trümmer die Reize des anmuthigsten Gartens verstecken. Ein freundlicher Pavillon, mit schöner Aussicht, ist der Ruine eingebaut. Die ganze heitere Anlage ist das Werk und das Eigenthum eines Weinhändlers aus Nieder-Heimbach, eines Mannes, der die Liebe für die schöne Natur mit Bildung und Gastfreundschaft vereinigt.

Stadt Bücherei Elbing

Gest. u. Dir. v. Poppel

RUINEN von DJERASH

im Syrischen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCIII. Djerasch (das alte Gerasa) in Syrien.

In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf unserm Wohnplatze die an unterirdischen Schätzen reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Urgeschichte und der Alles wissen wollenden, flachen, luxuriösen Gegenwart die griechische Zeit niedergelassen, welche unter einfachem Kleide die edelsten und bedeutungsvollsten Gestalten verbirgt. Wer geht nicht lieber im Zwielichte, wenn er die Wahl hat, entweder in finsterer Nacht, oder in heißem, grellem, hellem Sonnenschein zu wandeln? Darum vertiefen wir uns auch so gern in jene Zeiten, über welche das griechische Leben einen magischen Schein geworfen hat, einen Schimmer, der noch wohlthätig im Spiegel der Gegenwart reflektirt.

Die Erscheinungen des griechischen Lebens bleiben sich in ihren Grundzügen überall gleich. Die Lust an der Freiheit, der Sinn für die Freuden eines geselligen, ja üppigen Lebens, und ein eingeborner Schönheitssinn, durch den sich der Grieche für Alles in und außer sich Ideale schuf, die ihm zum Maßstabe dienten für jedes Erzeugniß der Kunst und Poesie, wurden die gemeinschaftliche Quelle jener Liebe zu großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die Geschichte so unzählige Beispiele giebt, und jener Werke, welche uns, obschon nur noch in Trümmern erkenntlich, zugleich mit Erstaunen und Bewunderung anfüllen. In der griechischen Kunst herrscht überall Verkörperung des Begriffs der höchsten Schönheit, ein Begriff, an den die Gegenwart nur ahnend hinanreicht. Ungleich den neuern, welche blos die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, erfüllt der griechische Künstler das inwendige Heiligthum des Gemüths mit wunderbaren Vorstellungen und Gedanken. Durch seine Werke weiß er in uns geheime, vorher uns unbekannte Kräfte zu erregen; sie sprechen uns an, wie eine Hieroglyphenschrift höherer Art. Wir vermeinen Worte aus einer bessern, schönern Welt zu vernehmen. In ihre Betrachtung verloren, fühlen wir uns der bekannten Gegenwart entrückt; alte und zukünftige Zeiten steigen herauf, Menschen, Gegenden, Begebenheiten, Vorstellungen, wie sie kein Wortrahm fassen mag; wir lesen eine uns vorher unbekannt gewesene Sprache, und dennoch verstehen wir sie vollkommen; unsere Seele ist berauscht von Ehrfurcht, und trunken von Entzücken. —

Mit solchen Empfindungen durchwanderten Seetzen, Burkhardt und Bukingham die berühmten Ruinen, von denen unser vortrefflicher Stahlstich eine Gruppe darstellt. Nur mit denen von Palmyra sind sie zu vergleichen; aber sie haben vor jenen noch eine bessere Erhaltung, eine weit größere Mannichfaltigkeit und den Vortheil voraus, daß sie in einer zwar unbebauten, aber malerischen und schönen Landschaft liegen, während jene von dem Sande der Wüste, von Heerden wilder Thiere, und noch mehr gefürchteter Menschen umgeben sind, Gefahren, welche den ruhigen, ästhetischen Genuß sehr beeinträchtigen. — Merkwürdig ist es, daß bis zum Beginne dieses Jahrhunderts das Daseyn dieser herrlichen Trümmerwelt gänzlich unbekannt geblieben. Erst Seetzen fand sie auf und erkannte in derselben das uralte Gerasa, eine der „Zehnstädte" und in der Kaiserzeit der schönste und blühendste Ort in Syrien.

Die Ruinen liegen am südlichen Ende des Sees Tiberias, in einer hügeligen, schönen, aber gänzlich verlassenen Gegend. Westwärts herkommend führt der Weg zuerst über die Necropolis, einen fast eine halbe Stunde großen Raum, der mit Bruchstücken von Grabsteinen und Sarkophagen übersäet ist. Unmittelbar an die Necropolis stößt die alte Stadtmauer, und an der nordwestlichen Seite derselben erhebt sich, von einem Hügel, die majestätische Ruine eines großen corinthischen Tempels, gegenüber dem Nordwestthore der Stadt. Zwölf Säulen, jede 51 Fuß hoch, stehen noch aufrecht; die 28 andern sind niedergeworfen und zertrümmert, und fast der ganze übrige Theil des Gebäudes liegt unkenntlich in hoch überranktem Schutt. Nahe dabei ist ein zweiter, kleinerer, nicht weniger verfallener Tempel, und unfern von diesem ein großes Theater, fast vollkommen erhalten. Die steinernen Sitze sind unbeschädigt, die Mauer hinter dem Proszenium steht noch aufrecht, und ebenso der größere Theil der Säulen, welche das Innere schmückten. Seitwärts vom Theater ist ein dritter, sehr großer Tempel, ebenfalls corinthischer Ordnung. Blos drei Seiten der Cella stehen noch; alles Andere, Säulenhalle, Portikus, Peristyl, liegt in Schutt. Eine 120 Fuß breite Marmortreppe führt zur Höhe dieses Tempels, und von dem Plateau hat man einen herrlichen Ueberblick aller Trümmer. Die Stadt bildet ein Viereck, von mindestens einer Stunde Umfang. Sie hat 4 Thore, welche zu den Hauptstraßen führen, die sich in rechten Winkeln kreuzen. Noch stehen die Häuserwände zu beiden Seiten der Straßen, eingefaßt mit unabsehlichen Colonnaden in corinthischer oder jonischer Ordnung. Die Mitte der Stadt bildet ein Cirkus, mit einer Doppelcolonnade, jonischen Styls, umgeben. 76 Säulen stehen noch, jede 25 Fuß hoch und aus einem Stücke. Wahrscheinlich war hier das Forum, und Piedestals, die aus dem tiefen Schutte, welcher den Raum bedeckt, hervorragen, trugen ohne Zweifel Bildsäulen und Denkmäler. Auch ein ziemlich wohlerhaltener Triumphbogen zierte diesen Platz, und 2 kleine Tempel von den anmuthigsten Verhältnissen. — Auf der andern Stadtseite, außerhalb der Mauer, dem westlichen Thore gegenüber, steht ein halbrunder Tempel von der imposantesten Form und Größe, dessen Portikus Säulen von 58 Fuß Höhe

tragen. Die reichen Skulptur-Verzierungen dieses Gebäudes zeugen von dem edelsten Geschmacke und von der höchsten Ausbildung griechischer Kunst. — Zwei hundert Schritte von diesem Gebäude beginnen die Trümmer eines ganzen Cyklus von Tempeln, mehrer Theater, halbcirkelförmiger, sechs- und zwölfeckiger Gebäude mit runden Dachgewölben und Säulenhallen ꝛc. ꝛc. Das Ganze scheint von einer prachtvollen Colonnade umgeben gewesen zu seyn, von der einzelne Säulengruppen sich noch erhalten haben. Ein Säulengang, welcher von 2 Aquaedukten, deren Trümmer Staunen erregen, durchschnitten wird, führte zu 2 Amphitheatern, deren eines, als Naumachia, zu Vorstellungen von Seeschlachten eingerichtet war. Das andere ist sehr verfallen; letzteres hingegen fast vollkommen erhalten; selbst die Kanäle, durch welche das Wasser zugeführt wurde, sind noch unbeschädigt. Wände und Verzierungen, mit Immergrün umrankt, scheinen geschmückt wie zu einem Feste, und die mit weichem Moos gepolsterten Sitze nur des Volks zu harren, das sie einnehmen soll. Aber seit anderthalb Jahrtausenden stehen die Thore von Gerasa offen — leer die harrenden Sitze, und nicht einmal ein streifender Araber wagt sich in die verödeten Straßen der Stadt. Er glaubt sie bewohnt von Gespenstern, den Geistern der, wie die Sage geht, in einer Nacht erschlagenen Bevölkerung. Dieser Aberglaube hat bisher die prächtigen Trümmer von Gerasa vor einer weitern Zerstörung durch Menschenhand geschützt, einer Zerstörung, gefährlicher als die der Zeit.

CCIV. St. Malo.

„Wenn ich der Kriegsgott des Meeres wäre, möchte ich in St. Malo wohnen," äußerte Wellington, als er zum erstenmale hierher kam, so sehr imponirte ihm der kriegerische Charakter der Ansicht dieses Hafens. Er ist einer der stärksten Waffenplätze Frankreichs, dessen Festigkeit sich in harten Belagerungen erprobte. — St. Malo liegt auf einer Felseninsel an der normännischen Küste, verbunden mit dieser durch einen schmalen Damm, auf dem man jedoch nur zur Ebbezeit trocknen Fußes zur Terra Firma gelangen kann. Rund um ragen Klippen aus dem Meere, alle mit Bollwerken gekrönt und vertheidigt. Doppelt erstaunenswürdig werden diese gewaltigen Befestigungen, wenn man erwägt, daß sie nicht auf Staatskosten errichtet worden sind, sondern zu Lasten des bürgerlichen Seckels, in einer Zeit freilich, wo ungeheuere Vermögen eben so häufig, als schnell hier erworben wurden. Es war die Periode (im 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts) des Ringens um die Seeherrschaft zwischen Holland, England, Frankreich und Spanien, in welcher St. Malo seine günstige Lage zur Kaperei benutzte, und dieses Gewerbe mit unerhörter Kühnheit und nicht geringerm Glücke trieb. Jene Zeit kehrte noch einmal im Anfange des französischen Revolutionskrieges auf kurze Zeit zurück; seitdem sind die Gewerbe des Friedens, Frachtfahrt und Fischerei, an die Stelle jener waglichen, aber einträglichern getreten. Nur der Charakter des Volks erinnert noch an die alte Zeit; — es ist der Charakter des stolzen, reichen, tüchtigen, waglichen und kriegerischen Seemanns. Die Kurzgebundenheit und Grobheit der Einwohner im Verkehr ist sprüchwörtlich; eben so aber auch ihre Geradheit und Rechtschaffenheit.

Die Stadt ist schlecht gebaut, eng, alt, winklich und finster. Bevölkerung: 10,000. Außer Rhederei und Fischerei sind verschiedene Staatsanstalten — das Arsenal, die königl. Werfte, die Stückgießerei — Hauptnahrungsquellen. Berühmt seit lange ist die königliche Seeakademie, welche für die französische Marine eine Pflanzschule der tüchtigsten Offiziere ist.

Stadt
Bücherei
Elbing

Ch. Daumerlang sc. Nürg.

GENUA.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCV. Genua.

Wer von Genua den prächtigsten Anblick haben will, muß es von der Seeseite her betrachten. Amphitheatralisch erhebt sich vom sichelförmigen Ufer die Stadt und von den Felsen im Hintergrunde schauen Citadellen und Klöster auf sie herab. Der Hafen ist der größte der Welt, würdig einer Königin der Gewässer. Zwei Dämme, zum Theil natürlicher Fels, umfassen, gleich Riesenarmen, das Meer und lassen eine weite, zur Ein- und Ausfahrt bequeme Oeffnung. Dieser zur Seite stehen die Pförtner, zwei gewaltige Leuchtthürme, in deren zu Casematten ausgehöhlten Leibern sich die ehernen Ungeheuer des Kriegs verderbendrohend bergen. Ein höherer dritter Leuchtthurm ist auf einem kegelförmigen Felsen erbaut. Unabsehlich ist die Fronte von größtentheils prächtigen Gebäuden, die sich im klaren Wasser spiegelt und über sie reihen sich in weitem Halbzirkel die Straßen wie Terrassen über einander, und Palläste, Thürme, Kirchen treten überall aus den Massen hervor. In der Ferne sieht man links die Alpen mit ihren Schneehäuptern; zur Rechten die hohe Wand der Appenninen.

Jenseits der Fortifikationen fangen die Landhäuser der reichen Besitzer an. Die hohen Gärten geben dem Auge Ruhe, wenn es, vom Anblick der wilden Wogen und der Häusermassen ermüdet, nach sanftern Gegenständen sich zu sehnen beginnt. Aber es kehrt bald wieder zum Anblick des Hafens zurück, dessen Reiz unwiderstehlich anzieht. Die Dämme ragen wenigstens 16 Ellen hoch über die Fläche des Meeres. Man sieht die schwellenden Wogen kommen, sie schlagen mit Getöse an die Mauern und sprützen so hoch auf, daß sie oft ihre Scheitel mit einem Schaumgewölke bedecken. Hinter diesem Molo, von dem man die grandioseste Aussicht auf das Meer genießt, (bei heiterm Himmel erkennt man die Küsten von Corsika), wiegte sich einst die Flotte des mächtigsten Seestaats; oft weilte hier Andreas Doria, der größte Mann, der ihn zu beherrschen berufen war; hier ruhete oft Columbus, des Genuesers, Adlerblick auf den unendlichen Fernen, und voll düstern Ernstes dachte er der Wahrscheinlichkeit vom Daseyn einer neuen Welt nach.

Genuas Ursprung verliert sich in das höchste Alterthum und in die Zeit der Fabel. Schon zur Periode der Carthaginensischen Herrschaft war es durch Handel und Schifffahrt berühmt. Die Natur selbst schien seine Bewohner auf das Meer zu verweisen. Auf drei Seiten von unwirthbaren Berghöhen eingeschlossen, führt jeder

Blick so zu sagen hinaus auf die See und ruft zu ungemessenen Abentheuern auf. Das einzige Phantasiebild ist von Jugend auf der Mastenwald des Seehafens, die bunte Welt der Wimpel aus allen Meeren, von den Ländern der Gläubigen und Ungläubigen.

Genua, das der Herrschaft Carthago's untreu wurde, verbündete sich zur Zeit der punischen Kriege mit den Römern, weshalb es Mago, Hannibals Bruder, zerstörte. Später tritt es als römische Municipalstadt auf. Während der Völkerwanderung fiel es den Ostgothen zur Beute. Es blieb unter deren Botmäßigkeit, bis die Siege des Belisarius ganz Oberitalien dem oströmischen Reiche erwarben. Aber die schwache Hand der Byzantiner verstand nicht das Erlangte zu behaupten. Sarazenen und Longobarden nahmen Besitz von Genua wechselsweise und verheerten es. Seine vortreffliche Handelslage sicherte es jedoch stets vor gänzlichem Verfall, und als Karl der Große die Stadt den Longobarden wieder abnahm, war sie die volkreichste Liguriens. Er gab ihr die Freiheit, der sie nicht würdig schien; denn schon unter der Regierung von Karls Nachfolger bekam sie, in Folge innerer Zerwürfnisse, einen königlichen Zwingherrn, welcher als Burggraf von Genua erbliches Regiment führte. Zwei Jahrhunderte trug sie das Joch; groß und reich geworden warf sie es im elften Jahrhunderte ab, erklärte sich frei und ernannte Konsuln. Zu eben dieser Zeit ward die Stadt befestigt.

Es begann die glänzendste Periode Genua's. — In den Kreuzzügen übernahm es den Transport französischer und brittischer Heere an die Küsten von Palästina, und deren Versorgung, bei welchen Geschäften schnell unermeßliche Reichthümer erworben wurden, die der levantische Handel, den es früher noch als Venedig trieb, vermehrte. Im Gefühle übermäßiger Kraft wurde es nach der Erweiterung seines Gebiets lüstern, und noch im zwölften Jahrhunderte wagte es den Kampf mit dem damals mächtigen Pisa, und erwarb die ganze Küste der Provence, mit Einschluß von Marseille, Nizza, Monako und der Insel Corsika. Der Krieg mit den Pisanern wurde ein Krieg auf Leben und Tod. Er dauerte über 200 Jahre, und endete nicht eher, als bis die Genueser die Kriegsflotte der Rivalin vernichtet, ihre Flagge aus allen Meeren vertrieben, ihren Hafen zerstört hatten. Gleichzeitig fing Genua Fehde an mit Venedig, die erst der Friede von Turin beilegte. Am höchsten stieg Genua's Macht zur Zeit der Erneuerung des griechisch-byzantinischen Reichs, seit 1261. Der Besitz von Kaffa auf der krimea'schen Halbinsel (jener Ort erhob sich für eine Zeitlang zum ersten Handelsplatze des Orients) sicherte ihnen die Herrschaft über das schwarze Meer. Sie bauten Schiffe auf dem kaspischen Meere und bezogen über dasselbe die köstlichen Waaren Indiens. Zwei Jahrhunderte erhielt sich hier der Kern der genuesischen Handelsmacht, und den unzählbaren Horden des Enkels des Dschinges-Chan, welcher mit seinen Tartaren bis nach Schlesien vordrang und Polen verwüstete, sowie später den wilden Raubschaaren Tamerlans widerstand Kaffa mit eben so viel Heldenmuth, als Glück. Erst 20 Jahre nach dem Falle des griechischen Reichs — 1473 — wurde es

von den Genuesern, deren Macht im erneuerten, verwüstenden Kampfe mit Venedig gänzlich gebrochen war, aufgegeben und verlassen. Wir wissen, daß Venedig sich des Alleinbesitzes vom Welthandel auch nur kurze Zeit erfreute: hätten beide Republiken, statt ihre besten Kräfte zu ihrer eigenen Zerstörung anzuwenden, sich zu einem gemeinschaftlichen Bund vereinigt, und statt des lächerlichen Kastenwesens von Patriziern, Nobili ꝛc. ꝛc. nur dem Verdienste gehuldigt, möchte ihr Glanz heute noch leuchten. —

In der langen Periode des Krieges, der Eroberung und des Erwerbs von Reichthümern war selten Friede im Innern. Die unruhigen Bürger wechselten zu verschiedenen Malen gewaltsam die Regierungsformen, ernannten bald Statthalter, bald Dogen, bald Diktatoren, bald einen Podesta; bald aus dem Adel, bald aus der Bürgerschaft. Am Ende waren sie des Eigenregierens gar müde, und sie gaben sich freiwillig unter die Oberherrschaft Frankreichs. Karl der Sechste legte eine starke französische Besatzung in die Stadt und hielt den aufrührischen Geist durch Strenge nieder. Aber die Bürgerschaft trug das Joch nicht: in einem Aufstand (1409) ermordete sie die französische Besatzung, wurde bald darauf Mailand zinsbar, dann (1436) abermals frei. Im Jahre 1458 suchte Genua das französische Protektorat von neuem; aber kaum war die äußere Gefahr, die es dazu veranlaßte, vorüber, so stellte es die Republik wieder her. Noch einmal bot es sich dem Könige Ludwig dem Elften an; dieser aber antwortete: „Wenn Genua mein würde, übergäbe ich's allen Teufeln." Die Treulosigkeit der Genuesischen Politik war damals sprüchwörtlich, und die Entsittlichung und die Parteiwuth des Volks so gränzenlos, daß, es zu beherrschen, dem Auslande gefährlicher schien, als es zu bekriegen.

Nach dieser Zeit zerfleischten innere Unruhen die Stadt, erregt von den Parteien der Guelfen und Ghibellinen, von der Eifersucht der Häuser Adorno und Fegoso. Genua, voller Reichthum und mit einer üppigen, fast 1/4 Million starken Bevölkerung, schwamm fast zwanzig Jahre lang in Bürgerblut. Deutschlands Kaiser, die Könige von Frankreich und die Herzoge von Mailand herrschten abwechselnd mit den Faktionen. Schon war die Bevölkerung unter die Hälfte gesunken, ein Theil der reichsten Geschlechter ausgewandert; sie schien dem Untergang nahe, als der Seeheld Andrea Doria, einer der größten Männer, welche Italien hervorgebracht, sein Vaterland aus dem Joche der Fremden befreite, die Parteien im Innern versöhnte und die Freiheit wiederherstellte. Vom Volke zu lebenslänglicher Diktatur berufen, schlug er die Herrschaft edelmüthig aus. Diese That und das Dankvotum des Volks, welches ihm den großen Namen „Vater des Vaterlandes" beilegte, hat ihn mehr verherrlicht als die Herrschaft über eine Welt.

Nachher war Genua mehrentheils mit Spanien verbündet, suchte aber, wenn jener Staat in Kriege verwickelt wurde, gemeinlich eine neutrale Stellung zu gewinnen. — Das schnelle Dahinsinken des Handels, der einen glänzenden Staatshaushalt genährt hatte, machte die auswärtigen Besitzungen der Republik zu einer Last, die sie

nicht behaupten konnte. Daher verlor sie eine nach der andern. Die Empörung von Corsika, 1730, und das langjährige Bestreben, sie zu unterdrücken, entzog dem Staate die letzten Kräfte. Nach deren Erschöpfung (1768) trat sie die Insel an Frankreich ab, das sich solche mit Waffengewalt unterwarf. Der Sturm der französischen Revolution endlich brach das längst morsche Gebäude gänzlich zusammen. Zwar versuchte nach der Schlacht von Marengo Bonaparte eine Art Wiederherstellung unter dem Titel „Ligurische Republik." Es war indeß blos ein Schattenspiel, das (1805) in der Einverleibung mit dem französischen Reiche endigte. — Damals büßte auch die berühmte Bank, (eine der ältesten der Welt und das Muster für die meisten gleichartigen Institute), welche im Besitz eines ungeheuern Grundvermögens und von mehr als 10 Millionen Franken jährlicher Einkünfte war, ihre Existenz ein; sie wurde aufgehoben und ihr Grundkapital auf das Schuldbuch von Frankreich übergetragen: eine Maßregel, durch welche Genua einen großen Theil seines Vermögens verlor. Nach dem Umsturze der Napoleonschen Weltherrschaft besetzten die Britten die Stadt, und der englische Befehlshaber Bentink gab die offizielle Versicherung der Wiederherstellung ihres Freistaats — ein Versprechen, was der Wiener Kongreß unerfüllt ließ. Genua und sein Gebiet wurde vielmehr zu Sardinien geschlagen, und alles, was die Stadt erhalten konnte, war eine Art Provinzialrepräsentation, welche jedoch die Regierung nicht gehindert hat, in Genua eben so gut, wie in andern Theilen des Staats Grundsätze zur Ausübung zu bringen, die eben so wenig zur Förderung der Civilisation, als zum Heile der Völker gereichen.

Das heutige Genua verdient, wegen der Menge und Schönheit seiner Paläste, noch immer den alten Zunamen LA SUPERBA (die Prächtige). Schon der Kay imponirt durch seine Construktion von Marmorquadern ungewöhnlicher Größe und die Porta Triumphalis, welche in das Innere der Stadt führt. Der Ueberfluß an Marmor und die Bläue des Himmels machen einen eigenen Eindruck von Helle und Sauberkeit; und diesem, so bildet man sich ein, müsse auch das Innere der noch immer volkreichen Hauptstadt entsprechen. Tritt man aber durch's Thor in die enge Gasse, so weiß man nicht, wie einem nach dem Glanz des äußern Eindrucks geschieht. Man sieht weiter nichts als Menschengewühl zwischen Läden, die reich sind an Waarenvorräthen, aber dunkel. Nachdem man sich durch diese erste, enge Straße durchgearbeitet hat, kömmt man in die Goldschmidtsstraße. Sie ist schon etwas heiterer. Gewölbe mit Gold- und Silbergeschirren und Schmuck und Kleinodien reihen sich hier an einander, und verkündigen den Reichthum ihrer Besitzer und den Flor ihres Gewerbes, das auf des Landes Sitte sich gründet. In Oberitalien ist es nämlich Gebrauch, daß Mädchen ihr Heirathsgut in goldenem Hals- und Ohrenschmuck an sich tragen, und keine Magd läßt sich an Feiertagen sehen, die nicht auf ähnliche Art zeigt, daß sie für den Himmel und — einen Mann ausgestattet ist.

Erst die Goldschmidtsstraße führt in den eigentlichen Prachttheil der Stadt. Die glänzende Strada Nuova erscheint, dann die Strada Balbi, die, nach dem Ausdruck der Frau von Stael, für einen Congreß von Königen gemacht ist. Die dritte ist die Strada Nouovissima.

Diese drei Straßen sind eine ununterbrochene Folge von Palläſten, von kostbarer Architekur und reicher, innerer Einrichtung, und viele enthalten die kostbarsten Werke der Malerei und Skulptur. Aber auch diese Straßen, welche, bei gehöriger Breite, die schönsten der Welt wären, sind leider so schmal, als unsere Gassen. Es fehlt überall an einem Standpunkt, die hohen Palläſte zu betrachten. Das Pflaster ist von Ziegeln und Reihen von Marmorfließen zusammengesetzt, mosaikartig, was sich recht hübsch ausnimmt. Sie werden mit großer Sorgfalt rein erhalten. Die meisten Häuser haben fünf bis sechs, viele sogar sieben und acht Stockwerke. Sie sind alle massiv.

Die Einzelbeschreibung der Palläſte würde einen weit größern Raum erfordern, als wir dafür haben, und am Ende unsere Leser ermüden. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die berühmtesten Palläſte im nördlichen Europa armselig sind gegen diese, und mit wenigen Ausnahmen scheint Alles, was man von Schlössern der Fürsten und Könige anderwärts sehen kann, nur Flitter gegen die Pracht der der vornehmen Genueser. Als die herrlichsten zeichnen sich aus: die Palläſte Prignole (der rothe Pallast), Doria, die beiden Balbi, Marcellino, Marcello Durazzo. Der alte Pallast des Doge sinkt, so schön er für sich ist, mit jenen stolzen, die kostbarsten Gemäldeschätze verbergenden Privatwohnungen verglichen, zur Bedeutungslosigkeit herab. Das Jesuiten-Collegium, die Börse, das große Hospital sind prachtvoll; unter den Kirchen sind die der Maria-Verkündigung und des heiligen Ambrosius groß und schön und ihrer Gemälde wegen berühmt.

Die Bevölkerung des heutigen Genua erreicht nicht ganz hundert tausend. Noch immer ist große Handelsthätigkeit, und die fürstlichen Palläſte der hiesigen Kaufleute sind Zeugniß ihres alten, festgegründeten Reichthums; aber daneben sticht die Armuth des gemeinen Volks um so greller in die Augen, und die Sittenverderbniß desselben ist von Alters her berüchtigt. Bettler sind eine Landplage in ganz Italien: aber so zahlreich wie in Genua wird man sie nirgends wieder finden. Jeden Fremden verfolgen sie haufenweise, die Treppen vor den Palläſten und Kirchen sind von ihnen belagert, und in den Kirchen selbst treiben sie ihr Gewerbe mit eben so großer Unverschämtheit, als List.

Das Klima Genuas ist außerordentlich mild, und der Nordländer macht sich keinen Begriff von dem Farbenglanz aller Gegenstände in dieser reinen Atmosphäre. Die ursprünglich öden und kahlen Berge um die Stadt sind mit Orangenhainen und Oelbäumen bepflanzt, aus denen die Villen der Großen als gigantische Häusermassen

hervorschauen. Fröste sind selten, Schneeflocken etwas außerordentliches. Nelken und Rosen blühen den ganzen Winter hindurch; noch im November sind die Märkte mit frischen Blumen und Obst reichlich versehen; Feigen und Lorbeeren wachsen wild in den Ritzen der Felsen und alten Gemäuer. Weinreben von außerordentlicher Stärke beschatten, wie üppige Locken, die Augen der Villen. Auf den platten Dächern bemerkt man häufig Terrassen mit Weinlauben, mit Blumen, ja selbst mit Obstbäumen saftiger Apfelsinen, Mandeln und Kirschen. Abends werden diese hängenden Gärten erleuchtet, und an besondern Heiligentagen ist die Illumination allgemein. Vom Hafen aus gewährt dann die Stadt einen feenartigen Anblick. Die Lampen flimmern wie unzählige Sterne, und die von allen Dächern aufsteigenden Raketen und Feuergarben strahlen in diesen reinen Lüften vom herrlichsten Glanze.

Genua ist ein Freihafen; doch ist er von Fremden weniger besucht, als das nahe, rivalisirende Livorno, wo eine eben so milde, als freisinnige Regierung der Thätigkeit nirgends Fesseln anlegt. Die auswärtigen Geschäfte sind großentheils in den Händen englischer Firmen. Südfrüchte, Oel, Seide machen die Hauptartikel der Ausfuhr; an diese reihen sich die Erzeugnisse der hiesigen Manufaktur: Sammt, Seidenstoffe, Seife, Papier ꝛc. Der uralte Verkehr mit der Levante ist noch immer von großer Bedeutung. —

Stadt Bücherei Elbing

DER SINAI

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt
Bücherei
Elbing

DIE HEILIGE MOSCHEE OMARS
bey Jerusalem

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCVI. Der Sinai.

Eine Beschreibung von diesem Gebirge, „auf welchem Moses die Gebote des Herrn empfing," ist schon in einem früheren Theile dieses Werkes enthalten, weshalb ich den nebigen Stahlstich blos mit einigen Worten begleite. Die Ansicht veranschaulicht das Thal, in welchem die Israeliten die ganze Zeit über lagerten, in der die Geschichten vorfielen, welche im 2ten Buche Moses, vom 19ten Capitel an bis zum 9ten Capitel des 4ten Buches Moses erzählt werden: eine Periode von eilf Monden. Da diese Gegend die einzige eines weiten Umkreises ist, welche zu jeder Jahreszeit Wasser im Ueberfluß hat, so ist sie der Zufluchtsort aller nomadisirenden Araberstämme der Wüste, wenn in den Sommermonaten das versengende Feuer der Sonne die Quellen in andern Theilen des Landes austrocknet und alle Vegetation zerstört.

CCVII. Die Moschee Omar's bei Jerusalem.

Ursprünglich, in den Zeiten der Rohheit und noch zu Mohameds Tagen, bauten die Araber höchst einfach und ohne alle Pracht. Was wir gemeinlich unter dem arabischen Baustyl begreifen, ist wahrscheinlich zuerst in Palästina bei dem Bau mohamedanischer Tempel entstanden, und entwickelt und ausgebildet worden in Folge der Eroberungen, welche die kulturreichsten Länder des Orients und Abendlandes den Arabern zu eigen und ihnen die

Macht gab, über deren Hülfsquellen zu verfügen. So sehen wir das Volk der Wüste, nachdem es, wie ein Sturmwind so schnell, 633 Damaskus, 638 Jerusalem und Aegypten, 665—689 ganz Afrika erobert und zwanzig Jahre später in Spanien sich festgesetzt, in seinen Bauten einen Reichthum an Musivarbeiten, Säulen, ausgelegten Fußböden und prächtigen Domen entfalten, der alles übertraf, was man an Bauwerken in damaliger Zeit zu sehen gewohnt war. Vorzüglich unter dem Kaliphat des großen Omar und dessen Nachfolger bauten die Araber viel. In der leider verfallenden Alhambra bei Granada, so wie in der nicht weniger berühmten Moschee Omar's bei Jerusalem sind uns die herrlichsten Muster ihres Styls aufbewahrt. Letztere wurde wenige Jahre nach der Eroberung Palästinas an eben der Stelle erbaut, die Salomo's Tempel einnahm. Sie bildet nach Außen ein Achteck, nach Innen einen Kreis. An vier Seiten führen Thore mit Säulenportalen in den Tempel. Alle äußeren Wände und der Boden um die Moschee bestehen aus Marmorplatten, auf welchen, vermittelst eingesetzter goldner Buchstaben, Sprüche aus dem Koran zu lesen sind. Die Kuppel ist mit Metall gedeckt, über ihr glänzt der halbe Mond von massivem Silber. Dem Gebäude zur Seite steht ein Minaret. Acht in der Umfassungsmauer angebrachte runde Fenster lassen durch bunte Glasscheiben ein sanftes Licht in das Innere fallen, dessen Wände mit polirtem weißen Marmor einfach ausgetäfelt sind. Die Kuppel wird von zwei in Cirkel gestellten Säulenreihen getragen. Die Schäfte dieser Säulen sind von bewundernswürdiger Arbeit und ringsum mit Figuren von Mosaik aus gediegenem mehrfarbigen Golde verziert. In ihrer Gesammtheit bilden sie einen Kreis von 32 Kandelabern, auf welchen an Festtagen der Gläubigen 7000 Lampen flimmern. Die Mitte der Moschee nimmt eine Art Kanzel ein, von welcher der Ober-Kadi täglich eine Stelle aus dem Koran erklärt.

Der Plan dieses merkwürdigen Gebäudes ist einfach; das Ganze zeugt von reinem, architektonischen Geschmack. Den Christen war sonst, bei Lebensstrafe, der Eintritt in dieses Heiligthum der Mohamedaner verboten. Seitdem aber Ali, der Pascha von Aegypten, über das Land herrscht, ist das Verbot abgeschafft worden.

Stadt
Bücherei
Elbing

Gez. v. F. Allom. — Ges. v. J. D. Martini Hildesheim.

FALMOUTH HARBOUR

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildsh.

Eigenthum d. Verlegers.

CCVIII. Falmouth in der Grafschaft Cornwallis.

Am südwestlichen Ende Englands sieht man eine stiefelförmige Landzunge, welche auf der nördlichen Seite vom atlantischen Ocean, südwärts von den Fluthen des Canals bespült wird. Ihre größte Länge beträgt 70 englische Meilen. Ihre Breite verringert sich von 20 bis auf 2 Stunden. Dieser Theil Englands ist die Grafschaft Cornwallis.

Ueppiger Getreide- und Graswuchs schmückt die südlichen Thäler; Pfirsiche und Aprikosen, Wein sogar, kommen an sonnigen Wänden im Freien fort; im Ganzen jedoch ist das Land nicht fruchtbar, und in den Bergdistrikten ist es holzarm und öde. Vor einigen Jahrzehnten lag die Hälfte des Bodens noch unbebaut und wüste. Damals kamen menschenfreundliche Landeigenthümer und Grubenbesitzer auf den Gedanken, jedem armen, jungen Bergmann, wenn er heirathete, zunächst den Gruben, 3 Morgen des öden Landes in Erbpacht zu geben, mit der Verpflichtung, sie urbar zu machen und sich eine Wohnung darauf zu bauen. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Was Einzelner Versuch gewesen, erhob sich zur allgemeinen Anwendung. Auf diese Weise entstanden und entstehen noch immer Dörfer und Flecken in der Nähe der Bergwerke mit jedem Jahre; der Charakter der sonst ödesten Strecken hat sich auf das vortheilhafteste geändert.

Die südliche Küste ist voll malerischer Szenen; wild und großartig ist der Charakter der nördlichen. Senkrecht steigen hier die Granitwände mehre hundert Fuß aus den Fluthen empor, oder, zerklüftet, gleichen sie Castellen, zwischen denen sich das Meer tiefe Canäle weit in das Land hinein grub. Ein 1000—1200 Fuß hohes, wildes Gebirge, durchzieht die Grafschaft und theilt sie der Länge nach in 2 ungleiche Hälften. Sein Rücken ist großentheils Granit. Um und über dieses Gestein aber lagert Thonschiefer, und in dessem Schooße sind jene unermeßlichen Metallschätze verborgen, welche schon vor 4 Jahrtausenden die Phönizier herbei lockten, und um welche Cornwallis berühmt und beneidet ist. Seine Zinngruben allein beschäftigen weit über 24,000 Menschen, und die jährliche Ausbeute an Metallen, jene der nicht minder wichtigen Kupferbergwerke eingeschlossen, kommt dem Werthe von 14 Millionen Thalern gleich. Kein Land in der Welt, Peru und Mexiko nicht ausgenommen, kann eine Ausbeute von solcher Größe aufstellen, und nirgends sonst auf der Erde treibt man den Bergbau so großartig, so kühn, so vortheilhaft und geregelt, und mit so großen Kapitalien.

Die eigenthümliche geographische Lage von Cornwallis, seine Kultur und Bodenverhältnisse geben dem Lande einen Reichthum von theils großen und romantischen, theils malerischen und lieblichen Ansichten. Ein Ruinenkranz von Burgen, Klöstern und Kapellen, welcher die Vorgebirge und Hochufer schmückt, umschlingt so zu sagen die ganze Landschaft, und an jede Trümmer knüpft sich eine uralte Sage, oder Legende, die im Munde des Volks fortlebt von Jahrhundert zu Jahrhundert. Auch die Lebensweise des Volks stimmt zum Romantischen der Landschaft. Die Hälfte der Einwohner besteht aus Fischern, Schmugglern, Seeleuten, die kühnsten, geschicktesten, verwegensten in ganz England. Die andere Hälfte ist vergraben in die Nacht der Schächte, und das düstere Grubenlicht ist ihre Sonne. —

Falmouth, der wichtigste Ort in der Grafschaft, dankt seine Entstehung dem vortrefflichen Hafen, welcher schon den Phöniziern bekannt war; Ptolomäus rühmt ihn und erwähnt des alten Cenia als der Hafenstadt. Camden vergleicht ihn dem Brundusium des alten Italiens, und bemerkt, 100 Schiffe könnten in ihm vor Anker liegen, ohne daß (wegen der vielen tiefen, kleinen Buchten und Einschnitte seiner Ufer) eins das andere gewahre. 5—600 Seeschiffe finden hier vollkommene Sicherheit, und zu Zeiten, wenn widrige Winde die Handelsflotten Englands, Hollands, Deutschlands und Frankreichs wochenlang am Versegeln aus dem Kanale hindern, ist Falmouth die Station, wo sich die Fahrzeuge zu tausenden versammeln. —

Falmouth hat gegenwärtig 10,000 Einwohner, deren Erwerb sich auf den gelegentlichen Besuch der Schiffe gründet, welche hier Sicherheit in Sturm und vor widrigem Winde suchen. Die Hälfte der Häuser sind daher Gasthöfe, Kaffee- und Branntweinschenken, Spielhäuser oder Aehnliches. Merkwürdig ist der numerische Unterschied der erwachsenen männlichen und weiblichen Bevölkerung. Der neueste Census ergab ein Mehr der letztern von fast 1100 Personen.

Die diese Beschreibung begleitende Ansicht zeigt uns den Hafen und die Stadt von der Seeseite.

Stadt Bücherei Elbing

Rosée Nbg

DAS KÖNIGLICHE SCHLOSS

in Madrid

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCIX. Das Königsschloss in Madrid.

Wir waren in Madrid. Von den Strapatzen eines sechzehnstündigen Ritts erschöpft, suchte ich früher als gewöhnlich die Ruhe. Der Regen, der sich in Strömen ergoß, plätscherte an meine Fenster und wirkte wie Wiegenlied. Mein Schlaf war ein süßer, ein wahrer Todtenschlaf. Die Sonne stand sehr hoch am Himmel, als ich am andern Morgen erwachte. Mein nächstes Geschäft war der Besuch der Merkwürdigkeiten Madrids. Der erste galt dem königlichen Schlosse.

Es hat eine schöne, freie Lage. Auf einer Anhöhe am Westende der Stadt beherrscht es eine nach allen Seiten hin freie Aussicht auf die noble Hauptstadt, auf die Ebene, in derem Schooße diese liegt, und auf die fernen Gebirge.

Seine Ansicht imponirt weniger durch Schönheit, als durch die ungeheuere Größe und Regelmäßigkeit der Masse. Das Schloß ist ein Viereck von fast 500 Fuß Seitenlänge und 100 Fuß Höhe. Der Weg geht im Zickzack hinan. Unwillkührlich denkt man dabei an eine Citadelle. Oed und ärmlich ist die nächste Umgebung. Elende Hütten armer Proletarier liegen am Fuße des Hügels, wie unerhörte Bitten am Fuße des Throns.

Der große Eindruck, den die ungeheuere, in symetrischen Verhältnissen sich darstellende Masse hervorbringt, geht verloren, sobald man den Pallast näher betrachtet. Grandiosität, edle Einfalt und Würde, Eigenschaften, welche dem Hause eines Fürsten geziemen, suche man hier nicht: — sie liegen begraben unter einer nicht aufzufassenden Masse von Zierrath, in nichtssagenden, von eigensinniger Laune diktirten Zusammenstellungen von Formen, von denen man sagen könnte: Ein Etwas von Allem, das Ganze ein Nichts. Die Farbe des Gesteins macht den Unsinn und die Ueberladenheit der Verzierungen nur um so deutlicher. Der Pallast ist aus blendend weißem Sandstein errichtet. Aus der Ferne gesehen, scheint er er ganz aus Marmor.

Seine Erbauung fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die nächste Veranlassung dazu war eine Feuersbrunst, welche den alten Pallast (im Jahre 1734) verzehrte. Den ersten Plan dazu entwarf Ginoara; nach diesem würde das Gebäude das größte in der Welt geworden seyn; aber unausführbar gefunden, beauftragte Karl der Dritte einen Schüler jenes Architekten, Sachatti, den Bau nach einem veränderten Entwurfe zu leiten. Auch dieser kam nicht zur vollständigen Ausführung. Die große Treppe z. B., welche an Pracht Alles

versenken sollte, sieht man zum Theil vermauert, und Fenster und Thüren da, wo sie ohne Störung der Symmetrie nicht angebracht werden konnten. Man opferte der Bequemlichkeit und dem spätern Bedürfniß vielfach Harmonie und Schönheit auf.

Nur im Innern des Schlosses darf man Befriedigung der Erwartungen suchen, welche die Fernansicht erweckt hat. Mit dem ersten Tritte in die herrlichen Säle und Gemächer, deren Schönheit und wahrhaft königliche Pracht Bewunderung abnöthigen, fühlt man sich ausgesöhnt mit dem Architekten und vergißt seinen Mangel an Sinn für edle Einfachheit und wahre Größe.

Schon die Marmortreppe verdient Lob, und obschon sie nicht plangemäß vollendet worden ist, rechnet man sie doch mit Recht unter die schönsten ihrer Art. Hohe, mit kostbar vergoldeten Säulen verzierte Vorgemächer und Salons empfangen und leiten den Eintretenden zum großen Thronsaal. Er ist ausgestattet mit allem Pomp und Gepränge der Königsmacht. Hier ist der güldene Thron, auf welchem sich Spaniens Purpur bei feierlichen Staatshandlungen brüstet. Schöne Gemälde zieren die Decke dieses Raums, Meisterstücke des genialen, aber oft flüchtigen und incorrekten Venetianers Tiepolo. Statuen von Marmor und Bronze füllen die Cornichen, und die kostbarsten Bildhauerarbeiten rahmen jede Thüre und jedes Fenster ein.

Anziehender noch als die neue schmückt die alte Kunst dieses Prachtgemach, und die Menge der hier aufgestellten antiken Vasen und Bildwerke in Marmor und Bronze ist erstaunend. Die Wände sind mit Hautelissen belegt, spanische Arbeit; und mit Spiegeln, welche an Größe ihres Gleichen suchen. Um den Thron stehen allegorische Statuen, deutend auf die königliche Macht und Herrlichkeit. Man sieht die Königreiche und die Provinzen der spanischen Monarchie Huldigungen darbringen; fremde Reiche um Frieden und Freundschaft bitten; Triumphe der spanischen Waffen durch alle Zeiten und in allen Zonen. Aus dem Thronsaal wird man in den großen Speisesaal geführt. Dieser ist kaum weniger groß und prächtig als jener. Mengs malte die Decke; und die Bildnisse der spanischen Könige, in voller Rüstung und zu Pferde, sind bewunderte Meisterwerke des Velasquez. Auch von Vanloo sind einige da; zu jenen erscheinen sie jedoch unbedeutend. Dem Speisesaal gegenüber führt eine vergoldete Thüre in das königliche Audienzzimmer, das unmittelbar mit den Privatgemächern des Monarchen in Verbindung steht. Die nämliche Pracht, nur in andern Formen, macht sich hier bemerklich. Unter dem Bilderschmuck treten zwei Tafeln von Mengs hervor: eine Apotheose des Herkules, und jene berühmte Tafel, die Verkündigung, bei deren Vollendung der Tod den Urheber überrascht hat. Schwer reißt man sich los von diesem Bilde, in welchem der Kopf der Marie unaussprechlich schön und reizend gedacht und ausgeführt ist. In den anstoßenden Sälen hängen Werke der alten Kunst: die Titiane, die Raphaele, die Murillos, die Rubens und Paul Veronese's, die Corregios und Vandyks. Die Titiane übertreffen hier Alles, was man anderwärts von diesem Meister

sieht; seine Venus, seine Psychen und Danaen wirken auf den Beschauer wie wirkliche Wesen; in ihnen glüht das Leben der ewigen Jugend. Adam und Eva, von demselben Meister, ist ein Wunder der Kunst. Rubens, der große Rubens, versuchte dasselbe zu copiren. Er versuchte Unmögliches. Man kann die Copie nicht ansehen, ohne den großen Niederländer zu bedauern, und ohne die Entfernung inne zu werden, die, in Bezug auf Kunstvortrefflichkeit, ihn und alle andern Nachfolger und Nachahmer des Venetianers von diesem trennt. Aber die Krone aller Kunstschätze hier und in ganz Spanien ist die Kreuztragung des Herrn, jenes unter dem Namen LO SPASIMO DI SICILIA allbekannte, und durch Toschi's Grabstichel in unsern Tagen so trefflich wiedergegebene Bild Raphaels. Dieses eine Bild ist manche Königsgallerie werth, und wirklich wurden dafür schon Millionen geboten.

Ich unterlasse eine weitere Beschreibung der Kunstschätze, mit welcher, bald reicher, bald ärmer, jedes Gemach und jeder Salon der königlichen Wohnung ausgestattet ist. Sie würde den Leser nur ermüden. Uebrigens denke er nicht, daß hier nur Treffliches zu finden ist; vieles Mittelmäßige ist auch da mit dem Guten und Besten zusammen gemengt, und nur erst in neuester Zeit ist es versucht worden, das ganz Unwürdige zu entfernen, und mit guten Bildern (die Kunstbeute aus aufgehobenen Klöstern) zu ersetzen.

Gegenwärtig ist nur ein kleiner Theil des Pallastes bewohnt. Für den Hof der Königin Wittwe und Regentin, der üppigen Christine, paßt dieses unermeßliche Haus, wie eine Peterskirche für eine Dorfgemeinde. An der Hand meines Führers durchwanderte ich unabsehbare Reihen von kostbar meublirten Zimmern und Sälen, in welche seit mehren Jahren, außer den Fremden, Niemand gekommen war. Im Staube, der auf den Fenstergesimsen, auf den Rahmen der Bilder, auf dem Schnitzwerk an den Wänden und den Stukkaturen der Decken lag, erkannte man ihre Verlassenheit. Häufig hatten Spinnen ihr Netz ausgespannt, und zwei- oder dreimal bemerkte ich große Fledermäuse in den Vertiefungen der Deckenverzierungen sitzen, die ihren Ein- und Ausflug durch ein paar zerbrochene Scheiben suchen mochten, die wohl schon lange auf Ausbesserung harrten. Unwillkührlich dachte ich an das Schicksal der Klöster, die ich vor 10 Jahren voll üppigen Lebens, jetzt todt und öde fand. Mir kam es vor, als seyen jene zerbrochenen Scheiben die ersten Axthiebe der Zeit an den Baum eines Aberglaubens anderer Art. Abgeärndtet ist er ja längst, dachte ich, warum sollte die Zeit zaudern, ihn abzuhauen, auf daß seine Wurzeln zum Dünger werden für jüngere Keime! Kraft, am alten, morschen Stamm neue Fruchtreißer zu treiben, haben sie doch nicht mehr und — mit den bloßen Wasserlatten ist's nicht mehr gethan. Diese sind zu Ruthen zwar gut genug; nur wollen die Nationen nicht alle und immer Kinder seyn.

CCX. Antiochien in Syrien.

Schwacher Sterblicher, der du vor Allem zitterst, was dich an deine und deiner Werke Vergänglichkeit erinnert, trete an den Sarg einer Königin unter den Städten deiner Erde. Schaue auf! Dieser Haufe Ruinen, auf der ein neues Geschlecht niedrige Wohnungen gekleibt hat, Schwalben gleich an das verlassene Nest des Adlers, war die große Antiochia. — Nur ihr Name klingt noch und die Namen ihrer großen Männer; alles andere schweigt, selbst der Fußtritt der Jahrhunderte schleicht leise und unbemerkt neben ihrem Grabe hin. Alles Herrliche an ihr ist vergangen. Ihre Paläste, ihre Tempel, ihre Theater, Siegespforten und Ehrensäulen modern aufgelöst in chaotischem Schutt, oder, von der Hand der Zeit zu Staub gemahlen, sind sie verweht in alle Winde.

Armer Sterblicher, der du dein Stückchen Augenblick, das dein Geschlecht zu leben hat, von jeher mit der Ewigkeit verwechselteſt, und das Sandkörnchen im Reiche Gottes, deine Erde, mit dem unendlichen All: es kommt die Zeit, wo auch das letzte Sonnenstäubchen der letzten Menschenwohnung im Aether sich wiegt, und alle Städte und Namen vergangen sind, wie der Hauch eines gestorbenen Kindes. Aber was liegt Erschreckendes in den Gedanken an die Hinfälligkeit deiner Werke? hat Gott nicht selbst den Seinigen die Dauer ihres Daseyns beschränkt? gab er seinen Welten mehr als einen Tag von seiner Ewigkeit? Siehst du nicht Planetentrümmer um die Sonnen fliegen? weißt du nicht, daß ganze Sonnensysteme, aufgelöst, um größere, unbekannte Sonnen kreisen, und chaotische Welten, aus lauter Weltruinen zusammen gesetzt, im unendlichen Raume ziehen? Aber Gott trägt die Särge seiner gestorbenen Welten leicht im Arme; Engel macht er aus den Weltenseelen, und in tausend Milchstraßen schimmern friedlich, nach wie vor, die Lichter seiner Himmel. Darum — denn was Gott seinen Schöpfungen versagt, kann er deinen nicht gewähren, — erschrecke nicht, wenn du die Uhr ausheben hörst, welche einem Menschenwerke die letzte Stunde schlägt. Hübe sie aber aus, um die deinige zu schlagen, und du hörtest es, — dann sey freudig! Denn, vergiß es nicht! höchste Geisterweihe bringt die Sterbestunde und der Unsterblichkeit Kranz reicht der Tod dir. —

ANTIOCHIA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt Bücherei Elbing

Mehre Antiochien kannte der Osten. Zwei nennt die Bibel: eins in Pisidien, und das in Syrien. Dieses, die stolze Hauptstadt des Syro-macedonischen Reichs, das berühmteste aller, stellt der Stahlstich dar.

Seleucus Nicanor baute die Stadt, machte sie zu seiner Residenz, und gab ihr den Namen nach seinem Vater. Sie blieb die Capitale Syriens während der Herrschaft der Seleuciden und Roms. Jahrhunderte hindurch blühete sie, eine der schönsten, volkreichsten Orte Asiens. Die Lehre des Heilands fand hier, zur Zeit der Apostel, welche öfters da weilten, seine zahlreichsten Bekenner. Der Name der Christen kam zuerst dort auf. Viele der berühmtesten Kirchenväter waren antiochische Priester. Daher das Ansehen der hiesigen Kirche im ganzen Orient. Noch hat der Bischof Titel und Würde eines Patriarchen.

Erdbeben, Krieg und Seuchen haben, seit dem Verfall des römischen Reichs, gewetteifert, Antiochien zu verderben. Die Erdbeben von 340, 394, 396, 458, 526, 528, waren Katastrophen, welche der Stadt ihre herrlichsten Gebäude nahmen, und Hunderttausenden ihrer Bewohner das Leben kosteten. Im letzterwähnten Jahre ging es gänzlich zu Grunde. Kaiser Justinian baute es wieder auf und schickte 30,000 Familien hin, es neu zu bevölkern. Nicht lange nachher fiel Chosroes, der Perser-König, in Syrien ein (548). Antiochien nahm er mit stürmender Hand, massakrirte die Einwohner und steckte es in Brand. Justinian baute es zum zweiten Male: — zum zweiten Male eroberte es auch Chosroes. Jetzt schleifte er es. Doch zum drittten Male erstand es auf des Kaisers Befehl prächtig aus den Trümmern! Aber schon 580 zerstörte es ein Erdbeben wieder und begrub 60,000 Menschen in seinen Schutt. — Im siebenten Jahrhundert stritten Sarazenen und Byzantiner um seinen Besitz; oft wechselte Antiochien die Herren, und in den Eroberungsstürmen war kein Gedeihen. Nur erst, als die Herrschaft der Araber sich in diesen Gegenden befestigte, bekam es neue Bedeutung als ein Hauptwaffenplatz der Sarazenen. Die Heere der Kreuzfahrer schlugen unter seinen Mauern viele Schlachten. Antiochien wurde ein Preis ihrer Siege. Sie behaupteten von 1098 bis 1268 dessen Besitz. Endlich eroberten es die Türken. Diese übergaben die männlichen Einwohner dem Schwerte, führten Weiber und Mädchen als Sklaven fort, rissen die christlichen Kirchen nieder, und vertilgten alle Spuren des christlichen Kultus. Niemals hat es seitdem gute Tage wieder gesehen. Ein elendes, kümmerliches Daseyn schleppte es fort bis zum fürchterlichen Erdbeben im Jahre 1822, welches vollendete, was der türkische Druck allein nicht vermochte. Es verwandelte Antiochien in einen Schutthaufen. Der seitherige Wiederaufbau verdient diesen Namen nicht. Antiochien, das einst über eine halbe Million Bewohner hatte, zählt gegenwärtig kaum 11,000. Seine unverwüstlichen, alt-sarazenischen Mauern, ein Werk, das selbst den Erdbeben widerstand, giebt ihm, von weitem, immer noch das Ansehen einer großen Stadt; doch ihr Inneres füllen Weinberge und Felder, Ruinen und Schuttberge, unter denen die heutige Stadt, einige halb eingefallene Straßen und zerstreute Wohnungen, kaum bemerkt wird.

CCXI. Marokko.

Von dem Schutthaufen asiatischer Vergangenheit führe ich dich in den Erdtheil, auf dem die schwarzen Völker wohnen: Kulturembryonen kommender Zeiten.

Ich führe dich auf den Hügel, von dem der Zeichner im vorigen Jahre diese Ansicht skizzirt hat. Denke dich dahin am frühen Morgen. Hinter den Bergen zucken rothe Strahlen, Sonnenboten, den schlummernden Tag zu wecken. Noch hüllt die Ebene sich in Nebelschleier, züchtig wie eine Braut, die des Geliebten harrt. Da kommt Phöbus! Seine Feuerhand ergreift den Schleier: er zerreißt; er flattert auf im Aether und verschwindet. —

Welcher Anblick!

Eine weite Ebne voll überschwänglicher Fruchtbarkeit, glühend von blühenden Caktus, Nelken und Rosen, und besäet, wie eine Tigerdecke, mit Olivenhainen und Palmengruppen, breitet sich aus vor dir, unabsehbar wie ein weites Meer. In der Mitte derselben, gleichsam herausgewachsen aus ihrem Schooße, umklammert von duftenden Gärten, liegt da, schön und reizend wie eine Braut des Ostens, Marokko. Schneeweiß schimmert das Gewand der Hauptstadt. Kronen bilden Minarets und Thürme; Dome, Kuppeln, schön vergoldet, strahlen diamanten in der Morgensonne.

Keine Stadt in der Welt, das gesteht selbst der prosaische Roberts, gibt einen so entzückenden Anblick. Auf dem saftigen Grün der Gärten, welche die Stadt durchwinden, nehmen sich ihre Gebäude größer und schöner aus. Neben den maurischen Thürmen wiegen schlanke Dattelpalmen ihre befiederten Häupter. Ein solches Verknüpfen des Städtischen mit dem Ländlichen weckt unwillkührlich die Idee der Opulenz, des Vergnügens und der Behaglichkeit, und gießt über das Ganze einen eigenthümlichen Reiz. Aber das Schöne und Anmuthige sind es nicht allein, was Marokkos Ansicht verherrlicht; das Grandiose ist's, jener prächtige Hintergrund, jene Himmelsmauer des Atlas, deren ausgezackte Zinnen über den Wolken im weiten Halbkreise auf die Ebene herabsehen.

Der Blick auf eine ferne Gebirgswelt hat für jeden gemüthlichen Menschen Etwas, was den Geist erhebt und zur Betrachtung stimmt; hier aber ist der bloße Name schon ein Zauberer. Wer möchte nicht dort hinauf sich träumen auf die alte Himmelsfeste, um in den offenen Schlund der Vergangenheit zu schauen und sein Ohr an die verschlossenen Pforten der Zukunft zu legen? — Wer nicht dort oben hin sich träumen und, fest und unbewegt über den Strudeln der Erde stehend, die umlaufende Welt und ihre Zeiten, Länder und Völker und ihre Geschichten vorüberziehen lassen? Ach der menschliche Geist schwebt ja so gern über zerbrochenes, oder auf die Erde gebautes, zerbrechliches Gehäuse und über das Wehe und die Wonne hienieden!

Paradiese und Gräber, Jubel und Jammer grenzen nahe an einander. Auch das marokkanische Paradies ist blos EXTRA MUROS zu finden. Das Innere der Hauptstadt beschauen wir später, bei Anlaß eines andern Bildes.

MAROCCO

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen

Eigenthum der Verleger

Stadt Bücherei Elbing

Stadt Bücherei Elbing

RUINE von SCHLOSS-THEBEN

im Umfange

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCXII. Schloss Theben in Ungarn.

„Nach Ungarn!" antwortete Freund K. auf mein „Wohin?" das ich ihm zurief, als ich ihn vor dem Posthause in Wien den Eilwagen besteigen sah. „Wollen Sie mit? Nur auf zwei Tage!" setzte er einladend hinzu, und wies auf den wolkenleeren, azurblauen Himmel und auf das in der Morgensonne strahlende kupferne Dach St. Stephans. Ich hatte nichts zu versäumen. Rasch bezahlte ich mein Passagiergeld nach Presburg und fünf Minuten später rollte der Wagen durch die St. Marxer Linie. Schaaren marktender Landleute zogen zu beiden Seiten des prächtigen Heerwegs uns entgegen, und ihre malerischen Gruppen bereicherten den Stoff unserer Unterhaltung. Ehe wir es uns versahen, durchfuhren wir Simmering, einen stattlichen Flecken von 2500 Einwohnern. Er liegt auf einer unfruchtbaren Ebene, wo die Artillerie der Wiener Garnison ihre Schießübungen, und die Pferdeliebhaber der Hauptstadt zuweilen Wettrennen halten. Eine Viertelstunde später kamen wir an einem mit Ringmauern und Thürmen umgebenen, citadellenähnlichen Gebäude vorüber, das Wachtposten umstellten. Es war das kaiserliche Pulvermagazin. Zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken, hatte der gefürchtete Soliman II. hier sein Hauptquartier. Am schönen Kaiser-Ebersdorf vorbei, gelangten wir nach Schwächat, der ersten Poststation. Eine nahe bei dem Flecken aufsteigende Pyramide ist auf der Stelle errichtet, wo Kaiser Leopold, nach der Befreiung Wiens von den belagernden Türken mit dem Helden Sobiesky zusammentraf, um ihm und seinen Polen für die Rettung seiner Hauptstadt und seines Reichs zu danken. Polen und — dieß Denkmal! — Die Dissonanz ist groß; aber im Charivari der Zeit macht sie sich nicht übel. — Bei Fischament, zwei Posten von Wien, wird die Gegend fruchtbar und reich; hinter diesem Marktflecken reihen sich die Dörfer Elend, Haslau, Riegelsbrunn und Petronell dicht an einander. Noch vor dem letzteren Ort, eine Viertelstunde südlich, sahen wir die Reste des Triumphbogens, den August dem Tiberius nach Pannoniens Eroberung setzen ließ. Wir befanden uns nahe an der Pforte Ungarns. Das alte Charnuntum, Hauptwaffenplatz der Römer und ihre Grenzfestung zum Schutz der deutschen Provinzen, nahm mehr als den ganzen Raum der heutigen Gemarkung von Petronell ein, und die Spuren von antikem Mauerwerk und römischen Verschanzungen gehen bis an den Neusiedler See herab. Petronell ist überdieß merkwürdig wegen seiner alten Kirche, die Karl der Große erbaute. Deutsch Altenburg, nahe der Scheidung Deutschlands und Ungarns romantisch gelegen, hat ein seit undenklichen Zeiten bekanntes Schwefelbad, das schon bei den Römern in Ruf war.

Außerhalb des Orts, auf einem Hügel, liegt die Johanneskirche, und in der Nähe derselben ein räthselhaftes rundes Gebäude; beides Denkmäler der deutschen urältesten Baukunst. Hainburg, ein an der Donau gelegenes blühendes Städtchen von 4000 Einwohnern, ist der letzte deutsche Ort. Auch er war ein Vorwerk, eine Citadelle des alten Charnunts, wie die hier aufgefundenen Inschriften, die Ruinen eines Tempels und andere Denkmäler außer Zweifel stellen. Bei Hainburg mündet sich die March, die Grenze bezeichnend, in die Donau, über welche man eine entzückende Aussicht nach den grotesken, einer Insel gleich im Strome fußenden Felsenmassen, prangend mit den Ruinen Rotenstein und Theben, und nach dem fernen Presburger Schlosse genießt. Angezogen von dem frappanten Anblick jener prachtvollen Trümmer, verließen wir in Hainburg den Eilwagen, miethten ein Bot und fuhren hinüber. Mühsam war das Ersteigen des steilen, das Plateau des Vorgebirgs senkrecht überragenden Felsens, auf dessem Scheitel die Thebener Ruine steht, von deren Zinnen eine herrliche, eine fast unbeschränkte Aussicht auf die deutsche Gebirgswelt und die ungarischen Ebenen und Hügel lohnt. Dicht zu unsern Füßen lag Presburg mit seinen vielen Thürmen und dem hohen, leider! nach dem letzten Brande noch großentheils in Ruinen liegenden Schlosse. Bald war die Fahrt dahin, zwischen anmuthigen Ufern und ohne einen Ort weiter zu berühren, vollendet, und wir befanden uns in der uralten, ungarischen Krönungsstadt.

Du weißt, daß es überall der Mensch ist, der mich am meisten interessirt, und wenn ich früher nicht gesehene Länder bereise, immer zuerst das Volk den Kreis meiner Beobachtungen ausfüllt. So war es auch hier. Ich war zum erstenmale in Ungarn; der Ungar war folglich das erste Ziel meines Forschens. — Der ächte Ungar geht in seinem Nationalkostüm; ist er von Adel, (Nemesch-Ember), dann nie ohne Sporen, und sollten's auch nur zwei eiserne Zacken, oder Nägel, seyn. Oft sieht man Hirten, Ackerbauer und Tagelöhner mit diesen Abzeichen ritterlicher Abkunft; und wehe Dem, der an einen solchen die Hand zu einer thätlichen Züchtigung legte; denn von solcher ist der Edelmann gesetzlich befreit. — „Magyar ember vagyk" — ich bin ein Ungar!, im Tone stolzer Selbstgenügsamkeit gesprochen, hört der Fremde wohl zwanzigmal des Tages. Niemals nennt der Ungar seinen Herrscher Kaiser. Das Wort ist ihm ein Gräuel; er erkennt nur einen Magyar-Kiroly: König der Ungarn, an. Der Deutsche ist ihm verhaßt, besonders der Oesterreicher. Alle Westeuropäer nennt der gemeine Ungar Schwaben: der Franzose heißt Franken-Schwab, den Spanier Spaniol-Schwab u. s. w. Verächtlich sagt er von den Deutschen im Allgemeinen: „sie tragen Kamaschli." Er würde lieber sterben, als seine elenden, leinenen Unterhosen mit anständigen und warmen deutschen Beinkleidern vertauschen.

So einfach das Nationalkostüm (der Schaafpelz, leinene Hosen und Stiefel) am Bauer mit langen Haaren und den wilden Zügen sich ausnimmt, so prächtig erscheint's, wenn es Rang und Reichthum adeln. Die Prachtsucht der ungarischen Großen in der Kleidung ist sprüchwörtlich und verräth die morgenländische Abkunft.

Ich sah den Fürsten Esterhazy als Generalkapitain der ungarischen Leibgarde: sein Anzug kostete eine Million. Auf dem Kolpak prangte ein Reiherbusch von Diamanten, die Tiegerhaut ward durch eine brillantne Agraffe gehalten, die Juwelenverzierung der Beinkleider kostete 30,000 Gulden, der Perlenbesatz an jedem Stiefel hatte den Werth einer Grafschaft. Die Einkünfte des Fürsten übersteigen die vieler Könige; dennoch sitzt er in Schulden bis über die Ohren, und die meisten seiner Güter werden unter Controle der Gläubiger verwaltet. Seine Residenz ist Eisenstadt, wo er zwei Kompagnien Leibgrenadiere in Sold hat. Verschwendungslust ist übrigens dem ganzen hohen Adel Ungarns gemein, und wenige Familien entgehen ihren Folgen.

Der Palatinus, oder Vizekönig, steht an der Spitze des Reichs; aber Aemter, Würden, Belohnungen und Kapitalstrafen ertheilt der Kaiser durch die ungarische Hofkanzlei in Wien. Der hohe Adel verzehrt seine ungeheuern Einkünfte meist in Wien und kommt nur selten auf seine Güter. Die Entfernung und das Hofleben schwächen nothwendig dessen Theilnahme an den vaterländischen Interessen, und die österreichische Regierung hat vielleicht Gründe, es nicht anders zu wünschen. Aehnliche Motive zerstreuen die ungarischen Offiziere durch die ganze Arme. Die einheimischen Truppen, die besten und schönsten der Welt, werden von Offizieren aus allen Völkern kommandirt, und es ist nichts Seltenes, in der nämlichen Kompagnie einen Niederländer als Hauptmann, einen Italiener als Oberlieutenant, einen Irländer als Lieutenant, einen Wiener als Fähndrich zu erblicken. Beim Volk ist der Soldat, er sey Ungar oder Ausländer, verhaßt. Der Bauer fühlt sich bei seinem Anblick in seinen Freiheitsbegriffen gekränkt. Er reicht ihm daher im Quartiere nie mehr, als er muß, und Schlägereien und Raufereien mit dem Militär sind etwas ganz Gewöhnliches.

Auch die Tracht des Bürgers ist noch, in den Landstädten wenigstens, die ungarische Kleidung. Sein Pelz reicht bis an die Kniee, ist mit Borden und silbernen Knöpfen besetzt, und in der Rechten führt er ein stattlich Rohr mit silbernem Knopf. Er trägt einen gewaltigen Schnurrbart, spricht gewöhnlich nur ungarisch, kann sich jedoch auch in Latein verständlich machen. Er ist Ungar durch und durch. Hingegen in großen Städten: Ofen, Pesth, Pressburg, ist der Bürgerstand, seit Jahrhunderten mit der deutschen Beamtenkaste verschmolzen, meistens verdeutscht.

Für die Geistesbildung des Volks ist noch viel zu thun übrig. Für Schulen ist zwar von der Regierung väterlich gesorgt, doch die Lehrer in den Dörfern sind meistens sehr unwissend, und ein großer Theil der Bauernkinder wächst auf, ohne Unterricht genossen zu haben. Die höhern Stände aber erfreuen sich einer Bildung, die ausgezeichnet, und mannichfaltiger und universeller ist, als in den meisten europäischen Ländern. Die Fähigkeit, sich im Lateinischen, Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen mit Eleganz auszudrücken, ist sehr gewöhnlich, und eine umfassende Kenntniß der Literatur dieser Sprachen nichts Seltenes. Die einheimische Literatur blüht seit einigen Jahrzehnten sehr auf, besonders im Zweige der Poesie.

Die Ungarn sind große Schauspielfreunde. Jede der größeren Städte hat ein Theater. Doch nur Pesth und Ofen besitzen stehende Truppen; die übrigen sind von wandernden besucht. Vaterländische Sujets erregen grenzenlosen Enthusiasmus, und es ist schon oft geschehen, daß bei solchem Anlasse der Autor von dem begeisterten Auditorium auf den Schultern umhergetragen worden.

Das Wort Polizei ist dem Patrioten verhaßt. Entschlüpft einem Fremden das Wort, so wird er schnell belehrt, daß es in Ungarn keine Polizei gebe, da es ein freies Land sey. Dieß legt denn auch der öffentlichen Ordnung manches Hinderniß in den Weg; das Vagabundenwesen ist arg und Räuberbanden sind eben nichts seltnes. Die Freiheit des Bettelns gehört so zu sagen zu den öffentlichen Freiheiten. „Wer nicht will geben, kann lassen bleiben," sagte ein Ungar, als man ihm das Widrige dieses öffentlichen Uebelstandes vorstellte. „Ungarland, setzte er hinzu, „ist freies Land; wer nicht thut Schelmenstreich und respektirt Constitutio, kann machen, was er will."

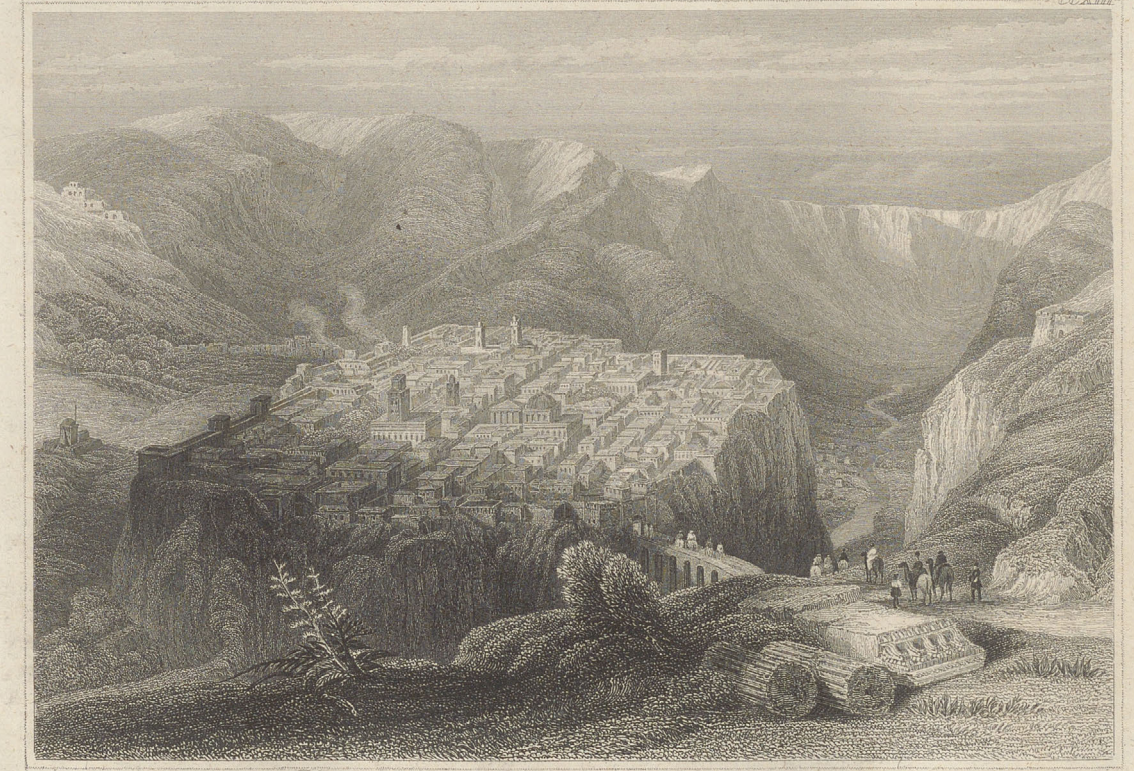
Die Polizeidirektoren in den Städten heißen Stadthauptleute. Ihr Wirkungskreis ist sehr beschränkt, ihre Verfügungen gelten nur für die untern Stände; dem Adel zu befehlen, wagen sie nicht. Die Stadtsoldaten hüten sich wohl, mit der privilegirten Kaste sich in Conflikt zu setzen. — Daß das Tabaksrauchen zu den ungarischen Nationalgenüssen gehört, und die Meerschaumpfeife sehr in Ehren gehalten wird, hatte ich von Andern gehört; aber ich hatte mir nicht vorgestellt, daß man ihr eine so abgöttische Verehrung zollen könne. Der ächte Ungar wagt nie, seine Lieblingspfeife mit unbekleideter Hand zu berühren; außer dem Gebrauch ruht sie, in weiche Seide gehüllt, auf einem Kissen voll des zartesten Pflaums.

Der Ungar ist gastfrei, treu, edelmüthig, tapfer im höchsten Grade; aber Leidenschaftlichkeit und Zanksucht, die sich in oft blutigen Schlägereien äußert, sind unter den niedern Ständen allgemein.

Außer den Magyaren, oder eigentlichen Ungarn, sind sehr viele Juden, Griechen, Deutsche, Slawacken, Wallachen und Zigeuner zu Tausenden im Lande. Die ersten treiben, wie überall, Handel und Schacher, und wohin der christliche Handelsmann erst gehen will, da sind sie schon längst gewesen. Reiche und Elegants findet man unter ihnen Viele. Das Volk, das sie aussaugen, haßt und verachtet die Hebräer; sie sind eine Landplage, wie überall; aber es kann nicht von ihnen loskommen. Nach seinen Begriffen gibt es keinen ärgern Schimpf für sein Vaterland, als wenn es der Fremde „Judenland" heißt.

Unser Heeren nennt die Ungarn „ein edles Volk, ein Volk voller Zukunft." Gewiß mit Recht. Möge nur die Sonne der Bildung, die bis jetzt ausschließlich den bevorrechteten Ständen geschienen, erst die Masse durchwärmen, dann wird auch die jetzt noch blinde Vorliebe für das Bestehende kein Hinderniß mehr für nothwendige Reformen seyn.

Stadt Bücherei Elbing



CONSTANTINE

Aus der Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verleger

CCXIII. Constantine.

Eine neue Roma steht Frankreich in der Zeit. Zwar begegneten sich, der Eroberung Unbill rächend, schon einmal die Völker Europens vor Lutetias Thoren, und sie entrissen der Anmaßlichen die eiserne Krone, welche mit cyklopischer Kraft für die Welt geschmiedet worden war. Diese liegt zerbrochen: aber der Baum, dessen Zweige sich zur Allherrschaft ausstreckten, grünt frisch und saftreich fort, und die Zeit der Cäsaren ist keine schon ganz vergangene.

Seit jener Völkersturm Frankreichs Kräfte in die alten Schranken zurück und zusammen drängte, haben sie sich furchtbar gemehrt. Ihr Uebermaß thut sich kund durch viele Zeichen. Der Friede, welcher in andern Nationen des Krieges Geist abgestumpft hat, ließ jenem Athleten keine Ruhe: denn, damit es ihm nie an Stacheln und an Uebung fehle, hat der Weltgeist jenen großen Zwist in seine Lebenstheile gelegt, der zu innern Drang und Streit und Kampf die Lebensgeister ohne Rast umtreibt, wenn auch äußerlich die Glieder zuweilen der Ruhe pflegen.

Der zum Drittenmale wieder aufgerichtete Thron repräsentirt blos eine dieser kämpfenden Kräfte, und alle klug und schlau ersonnenen Mittel, ihn zu befestigen, daß er, im Ganzen lebend, zugleich ein Leben in sich selber habe, geben keine Gewähr. Das Königthum ist, nachdem die Revolution sein Fundament zerstört und alle seine Lebenselemente ausgetilgt hat, in Frankreich blos noch eine hohle Form, gut zum Versteckniß der Parteien, ein Aggregat von blos äußerlichem Bestande, preisgegeben jedem Zufall, zu allen Zeiten von Umständen abhängig, die es weder leiten, noch beherrschen, noch voraussehen kann. Blutschänderisch gezeugt und empfangen, entbehrt es jeglicher Würde, sogar der ehrlichen Geburt. Als Machwerk einer übermächtigen Parthei, von der es die Mission empfangen hat, große Interessen zu verwahren, durch große Opfer erworbene Rechte zu vertheidigen, positive, feierlich gemachte Zusagen aufrecht zu erhalten, wird es so lange dauern, als jene Fraktion des Volkes selbst die Obermacht behält und es seine Aufgabe zu ihrer Zufriedenheit löst. Einzig und allein auf dem schmalen, schlüpfrigen, beschränkten Grund der Charte fußend, kann sich das neue Königthum nur durch das Anlehnen an die zur Zeit noch stärkste Parthei gegen den Andrang der übrigen vertheidigen, und es ist genöthigt, das verhaßte Schaukelsystem zu verfolgen, welches jene zu ihrer Selbsterhaltung nöthig zu haben glaubt. Indem aber die Unnatur und die Arglist dieses Systems die hadernden Geister nur noch mehr empört, und die Unsicherheit, die es verräth, die Lizenz mehr und

mehr entkettet, sind an den Phalanx-Enden der Gegner jene dunkeln Gewalten mächtig geworden, welche jeder Mensch als Keime in der Brust verschließt. Viele haben es über sich genommen, den Vollmachtsbrief zu schreiben zum Mord eines Königs, dessen Maaß, nach ihrer Meinung, gefüllt war bis zum Rande. Wunderbar ist am Angegriffenen der Todesengel vorübergegangen, schützend und warnend zugleich; und ihrerseits haben, mit einem Heroismus, des Alterthums würdig, die Mörder das eigene Leben hingegeben, Blut mit Blut zu sühnen. —

Seitdem trägt das neue Königshaus, entsetzt über die Beharrlichkeit der Gegner, sein Janushaupt mit zwei Zungen und zweierlei Sprachen am Tage zur Schau. Schutz suchend nach Außen im Bunde mit der Erblichkeit der Macht, die außerhalb Frankreichs fest im angestammten Boden wurzelt, sucht es die Sicherheit nach Innen dadurch, daß es sich, nach Möglichkeit, allen Ueberlieferungen befreundet, die noch nicht erloschen; allen Erinnerungen, die noch nicht verblüht; dem Klerus, was ihm an Ansehen noch geblieben; daß es sich verbrüdert mit Allem, was von den Repräsentanten der Kaiserzeit noch übrig, und der Jugend schmeichelt, welche, lebendig und gewandt, keck bis zur Verwegenheit, anmaßlich bis zur Unverschämtheit, vorzeitig erfahren in aller Weisheit und in allen Lüsten der Welt, schon in den Kinderschuhen mit Ungeduld die Zeit erwartet, wo sie Theil nehmen mag am öffentlichen Leben. Zu seiner unmittelbaren persönlichen Sicherheit aber hat es sein kaiserliches Erbe zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet: jenen nächtlichen und unsichtbaren Schirm-Apparat nämlich, genannt die hohe Polizei; dieses Ohr des Dionys im Heere und in den Collegien; der aufgesperrte Löwenrachen in jeder Gaststube und jeglicher Wohnung des Bürgers; jene immer und überall horchende, spähende, lauernde, im Finstern umherschleichende Macht, die jedes Wort belauscht, jeden Anschlag erforscht, und jeder Mine eine Contremine gräbt.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das neue Königthum in Ludwig Philipp einen Repräsentanten und Vertheidiger gefunden hat, werth auf festerem Boden zu streiten. In den schwierigsten Lagen hat er eine kaltblütige Klugheit gezeigt, die leicht der Menge für Heroismus galt und um Bewunderung warb. Er führt seinen Kriegswagen mit aller Gewandtheit, die eine bewegte, thatenreiche Zeit entwickelt; mit allem Verstande, den so vielseitig sich kreuzende Interessen angeregt; mit aller Einsicht, die ein vielfach versuchtes Leben gewähren kann; mit aller Theilnahme, welche die wichtigsten, materiellen Interessen fordern; mit allem Feuer, das der stets fortdauernde Kampf unterhält; endlich mit der ganzen Gewalt, welche die Majorität der Ansichten und Neigungen verleiht, die in ihm ihren Repräsentanten finden.

Es ist keine der geringsten Beweise von Ludwig Philipps Staatsklugheit, daß er der Eitelkeit und Ruhmsucht der Franzosen immerfort Spiele zu bereiten, und dem ritterlichen, abenteuerlichen Sinn der Nation stets eine neue Arena zur Uebung in Kampf und Kriegskunst zu öffnen versteht. Der König weiß, daß der in den dreißigjährigen Revolutions- und Kaiserkriegen erstarkte Athlet, da kein äußerer Feind mehr naht, mordgrimmig in den

eigenen Eingeweiden wühlen würde, wenn er ihm nicht einen Turnplatz anwiese, wo sich die überschüssige Kraft verzehren könne. Was Amphitheater und Naumachien, was die blutigen Gladiatorenspiele der alten Roma waren, sind der neuen in unsern Tagen Navarino, Antwerpen, Algier und Constantine gewesen. —

Constantine liegt 26 Meilen südöstlich von Algier am Fuße des Atlas, auf einem fast viereckigen, tafelförmigen, nach allen Seiten hin 300 bis 600 Fuß hoch senkrecht abgeschnittenen Felsen. Vermöge seiner Lage fast unangreifbar, würde die Stadt unüberwindlich seyn, wenn sie nicht von benachbarten Höhen beschossen werden könnte. Zugänglich ist sie nur von der Südostseite, wo ein prächtiger Viaduct, ein Werk der Römer, über die trennende Schlucht zur Stadt führt. Die Gegend von Constantine ist nicht ohne Reiz. Von der Höhe des Felsens schweift der Blick über mit grünen Matten bedeckten Thälern hin, welche sich das Gebirge hinauf ziehen, und die einst mit römischen Landsitzen und Villen und Palläſten bedeckt waren, von denen man noch überall Trümmer findet. Den Hintergrund nach Süd und Ost bilden die Alphörner des Atlas und ein langer, unersteiglicher Felsenkamm. Die (antiken) Mauern der Stadt nehmen das ganze Plateau ein, von mehr als zweistündigem Umfange. Hiernach zu urtheilen muß die Stadt einst wenigstens eine Viertel Million Einwohner gehabt haben. Jetzt füllen den größeren Theil ihres Umfangs Gärten, und die Bevölkerung ist, mit Einschluß der französischen Garnison, nicht über zwanzig Tausend.

Constantine verdankt den Karthagern die Gründung und den ältesten Namen Kirtha. Während der Dauer des numidischen Reichs war es dessen Hauptstadt, und unter der Regierung des mächtigen und reichen Massinissa hatte es seine glänzendste Zeit. Aus dieser stammen die prächtigsten der noch vorhandenen Trümmer antiker Gebäude. Während der Kriege des Marius und Sylla, etwa 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung, wurde Numidien verwüstet, und unter Tiber römische Provinz. Beim Drucke aussaugender römischer Prokonsuln verarmte das einst reiche Land. Constantine, obschon als ihre Residenz von den römischen Statthaltern begünstigt und gepflegt, gelangte doch nie wieder zu dem früheren Glanze, behielt aber, als ein Hauptstützpunkt des römischen Weltreichs in Afrika, große Bedeutung, so lange jenes dauerte. Zwei Legionen hatten hier eine bleibende Station und die Bestimmung, die unruhigen Bergvölker im Zaume zu halten, und die angränzenden Distrikte vor ihren Einfällen und Räubereien zu schützen. Numidien nahm frühe den christlichen Glauben an; eben so frühe nistete sich auch das Sectenwesen ein, und die kirchlichen Streitigkeiten der Arianer und Donatisten führten zum Bürgerkriege. Kirtha, mehrmals Schauplatz blutiger Kämpfe, ging in Flammen auf. Kaiser Constantin baute es in den Jahren 340—350 wieder auf, erweiterte die Festungswerke und versah die Mauern mit starken, bis auf den heutigen Tag vollkommen erhaltenen Thürmen. Seitdem führt Kirtha den Namen Constantine. Auch der große Aquaedukt, ein Wunderwerk der Baukunst, der die Quellen meilenweit aus der Gegend von Physgah der

Stadt zuführte, scheint aus dieser Periode zu seyn. Nachdem er seit anderthalb Jahrtausenden der Bevölkerung des Landes als Steinbruch gedient hat, und die Hand der Zeit eben so lange das Verwüstungswerk förderte, ist noch genug übrig geblieben, um eine Vorstellung vom Ganzen zuzulassen, welche einem schweren, riesenhaften Traume eher gleicht, als einer Wirklichkeit. Titanen-Werk scheint's, nicht das von Menschen.

Der alte, morsche Weltbau der alten Roma brach zusammen, und alle ihre Pracht und Herrlichkeit — Paläste, Forum, Akademie, Tempel und Theater, — ging auch in Constantine vorüber. Die wilden Völker, berufen die abgelebte, erstorbene Welt wieder grün zu machen, brachen auch über Numidiens Fluren herein, die Vandalen kamen mit dem Mandat der Austilgung des Alten, und furchtbar haben sie es auch an Constantine vollzogen. Auf diese Verwüster folgten die arabischen Weltstürmer, den neuen Glauben den unterjochten Völkern auf der Spitze des Schwerdtes zutragend. Constantine wurde Hauptstadt des neugeschaffenen Königreichs Afrika unter der Herrschaft der Fatimiten. Die Dynastie erlosch nach zweihundertjähriger Dauer im Jahre 900, und das verwaiste Reich fiel an die Feryten, die über andere Theile Afrikas, in Feburt, herrschten. Constantine sank zur Provinzstadt herab, hatte fortan blos noch als Festung Wichtigkeit und fiel, als eins der letzten Trümmer des Araberreichs, 1550 dem eisernen Scepter der Türken anheim. Diese machten aus Constantine und seinem Bezirke ein Beischlik und stellten es unter den Dey von Algier. Bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts änderte sich Constantines Geschick wenig. Durch seine Lage inmitten einer fruchtbaren Gegend, zwischen der Wüste und dem reichsten Theile von Tunis, war es allmählig Mittelpunkt eines eben so bedeutenden, als gewinnreichen Handels geworden, und, vergleichsweise, galt Constantine als der blühendste Ort in der ganzen Regentschaft. 1780 besaß Constantine 50—60000 Einwohner, und der monatliche Caravanenverkehr mit Tunis setzte mehr als 400,000 Gulden um. 1782 kam es aber zwischen Algier und Tunis zum Kriege, und der Handel von Constantine erfuhr dadurch die tiefsten Erschütterungen. Im folgenden Jahre war er gänzlich unterbrochen. Noch ein größeres Unglück brachte das nächste Jahr: die Pest. Fast die Hälfte der Einwohner der unglücklichen Stadt fiel als ein Opfer dieser Geißel, viele der reichsten Familien flüchteten und kehrten nicht zurück. In Constantine waren 1795 nur noch 15,000 Einwohner übrig, und der ehemalige Wohlstand, von dem die Schönheit der Straßen und Gebäude noch gegenwärtig zeugen, größtentheils vergangen. —

Algier, 1830 den französischen Waffen zur Beute geworden, legte die weiteste Arena zur Beschäftigung des waglichen, abentheuerlichen Geistes der Nation und zur Befriedigung ihrer Ruhmsucht offen. Bona wurde eingenommen und der nächste Blick der Eroberer richtete sich auf Constantine. Ein Korps von 7000 Mann Kerntruppen unter dem Befehle des Marschall Clausel, bekam Ordre den Platz zu nehmen. Am 12. November 1836 verließ die Expedition Bona. Fürchterlicher als aller mögliche Kampf mit dem Feinde, wurde vom Tage des

Ausmarsches an der Kampf mit den Elementen. Der Regen fiel unausgesetzt und in Strömen, und machte die unwegsamen Wege noch unwegsamer; Geschütze, Munitions- und Proviantwagen versanken im Koth, mit ihnen die erschöpften Pferde; was die Thiere versagten, vollbrachte aber der unerschütterliche Muth der Menschen. Diese schleppten das Fuhrwerk, Munition und Geschütze über die Höhen und durch reißende Ströme. Jede Schlucht war ein solcher geworden; alle Schleußen des Himmels nicht blos, auch die der Erde schienen geöffnet. Am 17. Nov. erreichte die Armee die Vorgebirge des Atlas. Hier überfiel sie ein Schneesturm. Er dauerte 28 Stunden und verwandelte die afrikanische Landschaft in eine sibirische. Die alten Krieger dachten an den Winterfeldzug in Rußland. Noch waren sie 2 Tagemärsche entfernt von ihrem Ziele. Alle Hindernisse aber besiegte der Enthusiasmus — nach 3 Tagen lagerte das Expeditionsheer vor Constantine. Aber in welchem Zustande! Ein Drittel der Mannschaft war umgekommen unter den Strapazen, oder kampfunfähig geworden, und der Rest im Zustande der äußersten Erschöpfung. Stolz, einem gepanzerten Riesen gleich, stand die Felsenstadt vor ihnen, unersteiglich, nur auf einer einzigen Stelle verwundbar, und diese durch 9000 Araber vertheidigt, welche für Heerd und Glauben stritten. Dennoch beschloß man den Angriff. Die Höhe der Brücke gegenüber wurde erstürmt, die Kanonen hinaufgetragen; aber auf dem durch den achttägigen Regen aufgelösten Boden Batterien zu errichten, fand man unmöglich. Die schweren Geschütze versanken wie in einem Sumpfe. Unter diesen fruchtlosen Versuchen spieen die Feuerschlünde des Platzes ihr mörderisches Blei gegen die kühnen, ungeschützten Haufen der Belagerer. Viele stürzten, und es wagte die Besatzung einen Ausfall; aber die Franzosen warfen mit kaltblütiger Unerschrockenheit den ungestümen Angriff der Araber mit dem Bajonnet zurück und drangen mit ihnen zugleich bis an das Hauptthor. Dort, vor den Kanonenmündungen, entspann sich ein beispielloser Kampf, der einen vollen Tag gedauert hat. In Ermangelung einer Breschebatterie waren Steine, Gewehrkolben und Aexte die Mittel, durch welche die Belagerer eine der stärksten Festungen Nordafrikas zu bezwingen suchten, und mit diesen gewannen sie wirklich das erste Thor. Aber das zweite, innere widerstand so schwachen Werkzeugen mit Erfolg; alle Versuche der wüthenden Tapferkeit, es zu gewältigen, waren vergeblich. — Den ganzen Tag hatte es geschneit, kein Gewehr ging mehr los, erstarrt vor Kälte und Hunger und von den furchtbaren Anstrengungen erschöpft, ohne Hoffnung eines bessern Erfolgs für den kommenden Tag, hüllte die Nacht das kleine Heer in ihren Mantel. Rundum auf den Höhen loderten Feuer, rufend und versammelnd die Söhne der Wüste, wie die Geier um den sterbenden Löwen. In dieser verzweifelten Lage gab der alte Marschall Befehl zum Rückzug.

Hatten die Franzosen bisher die höchste Unerschrockenheit entfaltet, so galt es jetzt, wahren Heroismus zu zeigen. Die Hälfte der Mannschaft belud sich mit den Verwundeten und Kranken, die andere bildete den Phalanx, der sie vertheidigte: so — unter Schnee und Regen, auf den unwegsamsten Pfaden, stets preisgegeben den An-

griffen der sie umschwärmenden und verfolgenden Kabylen und Araber, bewerkstelligten sie einen Rückzug — würdig, neben dem Xenephons mit seinen zehn tausend Griechen, in der Geschichte zu glänzen. In Guelma, auf halbem Wege zwischen Bona und Constantine, trafen sie auf die kleine Reserve, welche sich daselbst verschanzt hatte, und hier nahm die Armee eine feste Stellung; der Marschall aber ging nach Frankreich zurück, um ausreichende Mittel zur Eroberung Constantine's zu fordern. Frankreich erkannte, sie sey unerläßlich für die Ehre der französischen Waffen. Im folgenden Herbste zog daher ein 20,000 Mann starkes Heer nach Afrika, zu vollbringen, was dem alten Marschall mit zu geringen Mitteln unmöglich gewesen war; zwei Söhne Ludwig Philipp's begleiteten die Expedition, ihre Gefahren und ihren Ruhm zu theilen. — Der glorreiche Erfolg derselben ist noch zu neu im Andenken unserer Leser, um mehr als der bloßen Erwähnung zu bedürfen. Auf dem Felsen von Constantine weht seit einem Jahre die dreifarbige Fahne. Der Platz ist jetzt Hauptstütze der französischen Macht in Afrika, und er ist zugleich der Punkt, von welchem sich die Eroberungspläne Frankreichs, das in Nordafrika die Rolle Englands in Indien zu übernehmen gedenkt, zunächst entfalten dürften.

Stadt Bücherei Elbing

L. Daut sc. Nbg.

ALAMEDA und das KLOSTER der HEIL. JUNGFRAU

im Cadix

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCXIV. Das Innere von Cadix.

Ich habe an einem früheren Orte*) eine allgemeine Ansicht von Cadix beschrieben: Das nebige Bild führt uns in das Innere der uralten Welthandelsstadt. — L'Alameda ist für Cadix das, was die Boulevards für Paris, der St. James Park für London sind: eine Promenade, wo sich arm und reich, Leute aus allen Ständen, von jedem Alter und aus allen Völkern, besonders in den Abenden, versammeln, um frische Luft zu schöpfen. Es ist eine schattenreiche Allee von zwei Doppelreihen großer Linden, auf einer Seite von stattlichen Wohnungen, Kirchen und Klöstern eingefaßt, auf der andern offen, und eine reiche, weite Aussicht über die spiegelnden Wogen des Oceans beherrschend. Im fernen Hintergrunde, am Ostende der Bay, liegen die Kriegsschiffe, abgetackelt und finstern Ansehens, vor Anker. Näher der Stadt flattern die Wimpel der Kauffahrer, und unmittelbar vor den Kays sind unzählige Bote geschäftig, theils die Waaren einzunehmen, welche zur Befrachtung der aussegelnden Fahrzeuge bestimmt sind, theils um diejenigen Güter auszuladen, welche die angekommenen Schiffe mitgebracht haben, weil diese selbst, der Klippen und Untiefen wegen, nie bis an die Stadt gelangen können. Jenseits der Bay, vom hohen Ufer derselben, blinken die Städte Santa Maria, Rota und Porto-Reale mit ihren Citadellen, und die weißen Villen und Klöster, welche die Höhen einnehmen.

Bis zur Administration des Grafen O'Reilly war Cadix berüchtigt wegen der Unsicherheit und der Unreinlichkeit seiner Straßen, wegen des schlechten Pflasters und der Verunstaltung der öffentlichen Plätze und schönsten Gebäude durch elende Hütten und schmutzige Buden. Jener Mann machte sich die Verschönerung von Cadix zur Lebensaufgabe, und hat sich dadurch ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Die Alameda, in ihrer jetzigen Gestalt, ist ganz sein Werk. Die Budenreihen, welche die Promenade früher beengten, wurden entfernt, die Häuser, welche die freie Aussicht versperrten, niedergerissen, der ganze Platz geebnet, neu bepflanzt, und an die Stelle vieler alten und Einsturz drohenden Wohnungen Prachtgebäude zu öffentlichen Zwecken aufgeführt. Die mit Gestrüpp überwachsenen tiefen Gräben gegen die Seeseite hin, welche Banditen zum gewöhnlichen Schlupfwinkel dienten, wurden ausgefüllt und in Blumenbeete und Grasplätze verwandelt. Dadurch ist für Cadix ein Spaziergang gewonnen

*) Im 1. Bande Seite 93.

worden, der, was die Größe der Aussicht und die Mannichfaltigkeit der Unterhaltungsgegenstände angeht, von den berühmtesten anderer Hauptstädte kaum übertroffen werden kann. — Das imposanteste und umfangreichste der Gebäude, deren Facaden die Alameda zieren, ist das Kloster der heil. Jungfrau del Carmen, eine Stiftung für 100 Nonnen; jetzt ist's geschlossen, und seine Schätze, welche sich um ein wunderthätiges Marienbild seit Jahrhunderten aufgesammelt hatten, sind auf dem Ocean des Betrugs und der Veruntreuung, ehe sie den bestimmten Ort, die Staatskasse, erreichen konnten, untergegangen und verschwunden.

Stadt Bücherei Elbing

DIE CATHEDRALE WASSILI BLAGGENOI

im Moskau

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCXV. Die Cathedrale Wassily-Blaggennoi in Moskau.

Russia ist an der Tafelrunde der europäischen Gesittung die jüngste unter den versammelten Gästen. Aus der Schale der Rohheit krochen die slavischen Völker zuletzt. Zu einer Zeit, als in Westeuropa eine Kultur schon untergegangen war, als die Baudenkmäler der Etrusker, Griechen und Römer nur in Trümmern bestanden, aber Italien mit herrlichen Basiliken prangte, Spanien mit den Palläſten und Moscheen der Sarazenen, und in Englands, Deutschlands und Frankreichs zahlreichen Städten große Kirchen die Bauwerke früherer Jahrhunderte beschämten, und Hügel, Berge und Gauen aller dieser Länder besetzt waren mit stattlichen Schlössern, Burgen und Abteien, war Rußland nur von barbarischen, großentheils wandernden Stämmen roher, heidnischer Völker bewohnt. Noch im neunten Jahrhunderte konnten Kiew und Nowgorod als die einzigen Orte gelten, welche den Städtenamen verdienten.

Wie in den übrigen Ländern unsers Welttheils, so ward auch in Rußland das Evangelium das kräftigste Mittel zur Gesittung. Olga, die Gemahlin des Großfürsten Ivans in Nowgorod, wurde für den Norden das, was die Kaiserin Helena für den Orient gewesen war, und König Chlodwig's Gemahlin für den Westen Europas. Sie ließ sich 957 in Constantinopel taufen. Damit gewann die Einführung des Christenthums Halt. Olga brachte Baumeister aus Byzanz mit und baute in Nowgorod die ersten Kirchen. Ihr Sohn Wladimir der Erste erhielt die Taufe zu Cherson, heirathete eine griechische Prinzessin und beförderte die Ausbreitung des Christenthums in seinen Staaten mit großem Eifer. Durch die Erbauung neuer Städte suchte er zugleich für die Kultur seines Volks zu wirken. 1172, unter Wladimir dem Zweiten, wurde Moskau gegründet.

Schon im ersten Jahrhunderte erhob sich Moskau zur Hauptstadt des Reichs. Die Czaren verlegten von Nowgorod ihre Residenz dahin, und unter der Leitung byzantinischer Baumeister entstanden viele Palläſte und Kirchen. Daher die Einführung des byzantinischen Styls und Geschmacks, welcher, nachdem er in seinem Vaterland längst untergegangen war, in Rußland noch Jahrhunderte fortlebte, und als alt-russischer Styl bis auf den heutigen Tag Geltung hat.

Weil Moskau der griechischen Christenheit das ist, was Rom der katholischen, so strömen Pilgerschaaren aus allen Theilen des Reichs das ganze Jahr dahin, um an den Schreinen der Heiligen ihre Andacht zu ver-

richten, Buße zu thun und ihre Opfergaben niederzulegen. Die große Menge der kirchlichen Gebäude und der Reichthum und die Pracht vieler ist daher leicht zu erklären. Der herrlichste Tempel unter allen ist der im nebigen Stahlstich verbildlichte, dessen phantastische Formen man im grellsten Farbengewande denken muß, um eine wahre Vorstellung zu erhalten. Die Wände sind roth, gelb und blau bemalt, die Dächer glänzen von Kupfergrün, oder schimmern vergoldet: — das Ensemble ist das vollkommenste Muster der altrussischen Architektur.

Iwan der Schreckliche baute die Kirche im Jahre 1554, und damit der griechische Architekt kein zweites, ähnliches Werk hervorbringen möge, ließ er ihm — die Augen ausstechen. Das Innere weiset in den verschiedenen Schiffen, Chören und Kapellen, deren Wände zum Theil mit Abbildungen von Heiligen auf Goldgrund, nach Art der Byzantinischen Gemälde geziert sind, aus Silber und Gold basreliefartig geprägte Arbeiten auf, von denen mehre zu den schönsten Werken der Kunst gehören. Auf ähnliche Weise sind auch die übrigen ältern Kirchen Moskaus aufgeführt und geschmückt, und es ist sehr bezeichnend, daß im ganzen ursprünglichen Rußland auch nicht ein Tempel im gothischen Style anzutreffen ist, wogegen die deutsch-russischen Provinzen Kurland, Esthland, Liefland nie andere aufzuweisen haben. Eine besondere Eigenheit der alt-russischen Kirchen ist die Menge ihrer Kuppeln. Die meisten haben fünf, viele zehn und darüber.

Seit dem großen Brande sind an die Stelle von vielen der alten Kirchen welche in neuerm Geschmack entstanden, und auch die meisten Paläste der Großen und die neuen Wohnhäuser der Kaufleute sind im modernen Style. Das Verlassen der alten Formen erleichtert den Civilisationsprojekten den Eingang, und die Regierung, die fortwährend bemüht ist, auf den üppigen Baum eines lebensfrischen, jugendlichen, aber rohen Volkes, dessen Blüthe noch die dunkle Knospe verhüllt, die Keime einer täuschenden Kultur zu pfropfen, begünstigt die Metamorphose auf alle mögliche Weise und geht überall mit dem Beispiel dazu voran. Aber was hilft diese Frühentzauberung einer Nation aus der bunten, gemüthlichen Farbenwelt ihrer Ideale, diese Dressur für das äußere, trokkene Leben der Civilisation, wenn man sich scheut, zugleich das reiche, innere Licht der Bildung über sie auszugießen?

Doppelte Pforten verschließen den Tempel der Völkergesittung:
Unterricht heißt die eine, die andere — Freiheit.

Stadt
Bücherei
Elbing

DER FERDINANDSBRUNNEN BEI MARIENBAD

im Böhmerwald

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCXVI. Der Ferdinandsbrunnen bei Marienbad.

Die Lage dieses kleinen romantischen Orts in der Mitte jener berühmten Gegend, in welcher, auf dem kleinen Raume von 5 Quadratmeilen, mehr als siebenzig Heilquellen, die weltbekannten von Karlsbad und Eger eingeschlossen, entspringen, ist einem Kurorte ganz angemessen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war hier nichts zu sehen, als eine wilde, romantische Bergschlucht, umgeben von dicht bewaldeten Bergen und sumpfigen Gründen. Einige Quellen waren nothdürftig gefaßt, einige elende Gebäude dienten zur Aufnahme der Kranken. Der Ruf, den die Marienbader Wasser zu Ende des vorigen Jahrhunderts erlangten, die daraus hervorgehende größere Frequenz der Bäder und die Klagen der Gäste über mangelhafte Anstalten, zogen die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, und seitdem hat jedes Jahr neue Anlagen und Verschönerungen entstehen sehen in solchem Maaße, daß die Gegend, im Vergleich zu sonst, unkenntlich geworden ist. Die wüste finstere Bergschlucht, in der dem einsamen Kurgast nicht selten Eber oder Füchse begegneten, ist in einen herrlichen Park verwandelt; Sümpfe wurden ausgetrocknet, große Gebäude in edlem Styl erhoben sich über und neben den Quellen, umgeben von anmuthigen Spaziergängen, und das Ganze bildet mit seinem Charakter der heitern Ländlichkeit einen Kurort, dessen Eindruck ganz geeignet ist, der Genesung der Hülfesuchenden die Hand zu bieten. Ohne gerade dem Freunde der Natur jene Mannichfaltigkeit interessanter Gestaltungen darzubieten, für welche Karlsbads Umgebungen mit Recht einen so großen Ruf genießen, waltet über Marienbads stillen Gründen jener eigenthümliche, behagliche Geist, der dem gemüthlichen Menschen so wohl thut, und jene sanften, milden Eindrücke hervorbringt, wie sie Kranke und Genesende immer bedürfen. Dazu kommt noch das frische, jugendliche Ansehen dieses neuesten aller böhmischen Kurorte, und der Reiz, den der Glanz des Netten, Reinlichen und Modernen verleiht.

Die Häuser sind theils im Thale, theils auf der Höhe, und ihre Zahl ist gegenwärtig zwischen 60 und 70. Alle sind stattlich, drei Stock hoch, und jedes enthält 20 bis 25 Zimmer. Aeußere Regelmäßigkeit, Schönheit und Festigkeit sind durchgängig mit Bequemlichkeit im Innern vereinigt. Fast alle haben niedlich angelegte Gärten. Treffliche Chausseen führen in drei verschiedenen Richtungen nach Eger, Karlsbad und Prag.

Obschon Marienbad bei immer steigender Frequenz gegenwärtig unter die Kurorte vom ersten Rang zu rechnen ist, und selbst zu den lebhaftern und geselligern gehört, so hat es sich bisher doch frei von jenen Formen gehalten, welche in andern stark besuchten Bädern dem Vergnügen oft lästige Fesseln auflegen und den geselligen Ton seiner Ungezwungenheit berauben.

Man bindet sich hier nicht an gewisse Gebräuche und Gewohnheiten, welche so oft in beengende Regeln ausarten, die niemand gern überschreitet, obschon er ihr Zweckwidriges fühlt. Jeder wählt nach seinem Geschmack Gesellschaft oder Einsamkeit, was dem wahrhaft Gebildeten nur angenehm seyn kann, und trotz der großen Menge von Personen aus den höchsten Ständen, welche Marienbad jährlich unter seinen Besuchern aufzählt, blieb es noch immer frei von Prunk und Etikette. Bälle und Reunions sind selten; noch seltener Konzerte. Das Theater wird in der Regel wenig besucht. So ist denn die Gesellschaft auf den Genuß der Natur hingewiesen, auf die Versammlungsplätze im Freien, und besonders auf die Colonnaden, welche, vorzüglich in den Abendstunden, alles, was Marienbad an Kurgästen umfaßt, zusammenführen. In wenigen Tagen hat da jeder seine Wahlverwandtschaft ausgemittelt; aber bekannt werden bald Alle miteinander, und es schmilzt gewissermaßen die ganze Gesellschaft in eine große Familie zusammen, die sich zu Ende der Saison, je kleiner sie wird, um so enger an einander schließt. Hier herrscht Anstand ohne Zwang. Versuchung zum Spiel und zu höfischen Exklusivitäten ist gar nicht da; denn die Gelegenheit fehlt, die Beschränkung des Lokals läßt sie nicht zu, und wo Allen die Kur als Hauptsache gilt, findet die Lust Einzelner an Cotterien und ihrem Gefolge nie großen Anklang.

Die zahlreichen Heilquellen entspringen sämmtlich dem weiten Bergbusen, um den her der Ort gebaut ist. Die berühmtesten sind der Kreuzbrunnen und der Franzensbrunnen, welche beide wegen ihrer Heilkräfte schon in uralter Zeit, ehe die gebildete Welt von ihrem Daseyn Notiz nahm, in Ruf und Ansehen standen. Aus dem Kreuzbrunnen wurde sonst auch Glaubersalz gesotten, dessen Bereitungskunst in einer armen Familie seit ein paar Jahrhunderten fortgeerbt haben mochte. Eine elende Hütte war die Saline, ein paar kleine, eiserne Kessel der Apparat. Um die Quellen herum waren Sümpfe; Felsgeschiebe und eingelegte Bäume dienten als Stege den Kranken, welche sich in einem großen, hölzernen Troge, im Freien, badeten. Ueber und über war der Trog mit kleinen, hölzernen Tafeln benagelt, und eben so die Stämme der umstehenden Bäume, auf welchen, unter einem biblischen Denkspruch, die Namen Derjenigen zu lesen waren, welche dem Wasser ihre Heilung verdankten.

Nicht prunkvoller war die Einrichtung an der Ferdinandsquelle, der fernsten, und schon außerhalb Marienbad befindlich. Auch dort war ein viereckiger, hölzerner Kasten, von einer Buche beschattet, das gemeinschaftliche Badehaus. Man hieß ehedem die Quelle den Salzbrunnen, bis sie, nach der 1819 geschehenen schönen Fassung und Ueberbauung, zu Ehren des damaligen Kronprinzen, jetzt Kaisers von Oesterreich, ihren jetzigen Namen bekam. Anmuthig liegt sie am Saume eines gegen Morgen hinan steigenden Waldrückens, über den sich Spaziergänge mit Ruhesitzen schlängeln, von denen man einige schöne Blicke, besonders bei günstiger Abendbeleuchtung, genießt. Der Quell selbst springt unter einem von Säulen getragenen, offenen Tempel, von welchem 2 herrliche Colonnaden, deren Rückwände geschlossen sind, auslaufen, die in Pavillons endigen. In dem einen ist Restauration, im andern ist das Magazin für die Versendungen des Wassers in Krügen, das Comptoir und die Wohnung des Geschäftsführers. Vor den Gebäuden breiten sich freundliche Gartenanlagen im englischen Geschmacke aus.

Das Wasser des Ferdinandsbrunnen ist krystallhell und entwickelt, wenn es in ein Glas gegossen wird, eine ungewöhnliche Menge Gas. Es hat einen sehr angenehmen, anfangs säuerlichen und stechenden, dann schwachsalzigen Geschmack. Es ist durchaus geruchlos. Seine Wirksamkeit, (sehr groß und mächtig bei chronischen Krankheiten des Magens, der Gedärme, der Leber und der Milz und ihren Produkten, der Gicht, Skropheln und Drüsengeschwülsten,) beruht hauptsächlich auf dem Reichthum an schwefelsaurem Natrum, Kohlensäure, Kalk und Bittererde, und auf der Eigenthümlichkeit in dem Mischungsverhältnisse dieser Substanzen.

CCXVII. Die Universität Göttingen.

Wenn wirklich aus der Verwesung der vergangenen Welt ein neuer Geist, bildend und neugestaltend, aufsteigen soll, dann muß er nothwendig zuerst in dem neuen Geschlechte geboren werden, das die werdende Zeit zu beherrschen gesendet ist. Mag die absteigende Generation des Nachgenusses der Vergangenheit sich erfreuen; mag sie ihre Irrthümer beweinen, oder mit starrem Eigensinn ihre Thorheiten zu vertheidigen sich bemühen: die aufsteigende, — die Jugend, — soll mit frischem Lebensmuthe in die Geschichte treten. Die Erfahrung der Vergangenheit darf sie nicht verschmähen; aber auf die Erbschaft der Irrthümer und Thorheiten jener soll sie verzichten. Vor Allem aber soll sie durch rege Theilnahme an dem Oeffentlichen sich zu dem Werke befähigen, das zu vollbringen sie berufen ist.

Ward solcher Beruf nicht gültig gefunden aller Orten, damals, als es galt, das Vaterland zu lösen aus fremdem Joch und das blühende Leben einzusetzen zum Schirm der jungen Freiheit mit dem Schwerte? Und kam ihm damals die Jugend nicht mit Ehren nach? So ist es ja Thorheit, einen Geist um seines Daseyns willen anzuklagen, den man selbst hervorgerufen, oder zu verdammen, was man selbst verschuldet. Und der Geist, den man heraufbeschworen am heiligen Abend vor den Siegesfesten, ist ein guter Geist. Nur mißleitet kann er Bösem dienen, und eben an seiner Leitung soll die Weisheit der Alten sich bewähren.

Vor allem Gelassenheit und keine Furcht im Angesichte dieser Jugend; keine Anfeindung auch und auch keinen Argwohn. Eine gute Regierung hat nicht nöthig, die Nichtswürdigkeit auf Kundschaft nach geheimen Umtrieben zu legen. Wenn sie nur einigermaßen würdig ist, steht ja ohnehin alles Gute mit ihr in geheimem Einverständnisse, und eine solche hohe Polizei läßt nicht leicht einen Frevel, der geheimer Zusammenwirkung bedarf, im Verborgenen. Darum, wenn sie sonst der öffentlichen Bewegungen in der Gesellschaft Meisterin geblieben,

darf sie, am wenigsten in Deutschland, vor Verborgenem zittern, und ihre gelassene Aufmerksamkeit von ihrem Wege ablenken lassen. Jedem Unzufriedenen wird sie billigen Spielraum gönnen, jeden Uebelgesinnten bei der That erwarten; denn sie wird nie zweifeln am gewissen Siege. Aber sie wird auch nicht müde werden, aus den vorhandenen Thatsachen, auf analytischem Wege, die Ursachen zu erforschen, (die ihr kein Heilausschuß mit unbeschränkter Vollmacht entdecken wird), und nie sich scheuen, mit der Hinwegräumung der Ursachen die Wiederkehr der Wirkungen unmöglich zu machen.

Warum hat man nicht also überall gethan? Was hat die Pforten des Unterreichs aufgerissen, was hat die Leidenschaften losgekettet, was hat die Furien herauf beschworen auf deutsche Erde, die die Brunnen des öffentlichen Lebens grausam vergifteten? O daß ich die Antwort mit meinem Herzblut an die Pforten des Vaterlandes schreiben dürfte! Aber was ich nicht auszusprechen wage, die Formel, welche die Furien zurückzuschrecken Macht hat in den Abgrund, dem sie entstiegen, und die ihn verschlossen halten würde für immer: im Herzen jedes Biedermanns, der's wohlmeint mit dem Vaterlande, steht sie verzeichnet, leserlich Allen, die darinnen lesen mögen. —

Die kleine Quelle eines Stromes mag der Fuß eines Kindes aus ihrem Laufe drängen; aber den Strom selbst hemmt keine menschliche Kraft. Was hie und da jetzt vorgeht, ist wie Quellenrieseln, wie Windeswehen, wie Baumeswachsen. Aber trotz unheimlicher Zeichen grünt und schattet die deutsche Eiche doch so herrlich! Wie sollte man Gefallen daran haben, Blitze hinein zu schleudern, damit ihre Krone zum dürren Geniste werde und sie nur unterirdisch fortwachse: denn fortwachsen muß sie, und an die Möglichkeit des Vertilgens glaubt der Teufel selbst nicht.

Allerdings hat sie auch einige welke Zweige. Wenn die Blitze nur diese träfen, damit die regenerirenden Keime an ihrer Stelle sich um so schneller entwickelten, wäre es nicht übel gethan. Unsere Rechtspflege z. B., und unser Unterrichtswesen, das auf den Akademien besonders, hat schon längst einer Neu-Begeistigung und Umgestaltung bedurft. Seit einer Reihe von Jahren sind die Universitäts-Disciplinen in Zwietracht mit den Forderungen der Zeit und des Lebens. Von Jahr zu Jahr immer mehre der dürren, welken Aeste strecken jene Institutionen vom Mutterstamme aus. Aufgelöst, morsch, faul und verwittert ist das meiste an ihnen, und der Geist der Verwesung geht um auf den Kathedern. Es hilft kein Tempelneubauen, wenn die Götter verschwunden sind. Wie in Ruinen hört man's in ihren Grundvesten und Wänden knistern, als nage vernehmlich der Zahn der Zeit an ihrem Bau; Tragpfeiler bersten, die Mauern rücken aus dem Lothe und nur der grüne Epheu, der sie umrankt, oder das Gerüste, das die Nothwendigkeit endlosen Ausbesserns um den morschen Bau gespannt hat, hält diesen nothdürftig noch zusammen. Aber die Masse, unverwüstlich wie der Urfels, aus dem sie gehauen, ist gesund und für Wiedergestaltung gar wohl empfänglich.

Auch dir, ehrwürdige, so plump mißhandelte Georgia Augusta, ist der neue, glänzende Tempel, den dir ein freundlicher Fürst gebaut, ein Leichenhaus, so lange die Stunde der Verklärung dir nicht geschlagen, welche dir weniger als irgend einer deiner Schwestern vorenthalten seyn wird. Ueber dem Zifferblatt, das jene Stunde zeigt, hat die Zukunft ihren Schleier geschlagen; wir wissen nur so viel: was dir geschehen ist und noch geschehen mag im Geiste des Geschehenen gegen den Naturgang der Dinge, das muß, indirekt, früher zum Ziele führen. Wenn die Zeit wird kommen, wo ein Gedanke alle Köpfe wie ein Contagium entzündet, wo eine Idee, in lichtem Schimmer aufgelöst, durch die Pforten der Sinne einzieht in alle Geister, dann wirst auch du von neuem einziehen in deinen Tempel, und eine zweite Weihe wird ihm werden, schöner, als die jüngstvergangene.

Göttingen, (12,000 Einw.), eine alte, doch eine der freundlichsten Städte Norddeutschlands, in einer schönen und fruchtbaren, gegen Süden von den Vorbergen des Harzes geschlossenen Gegend, ist weltberühmt durch seine Universität, die der englische König Georg II. unter dem Namen Georgia Augusta 1737 stiftete. Der freie, ächt-wissenschaftliche Geist, und die liberalen, fast kosmopolitischen Tendenzen, welche sich sogleich bei der ersten Besetzung ihrer Lehrstühle offenbarten und ungestört fortbildeten, verliehen der Universität eine nicht sowohl nationale, als europäische Bedeutung. Ausländer kamen zu Tausenden hierher. Die mit englischer Freigebigkeit dotirten Lehrstühle nahmen fast stets Männer ein, welche, im Phalanx des gelehrten Europa, als die ersten ihres Fachs, in den vordersten Reihen glänzten. Die Namen Tychsen, Langenbeck, Blumenbach, Heeren, Lücke, Ewald, Hugo, Meister, Bergmann, Beier, Stromeier, Osiander, Gans, Schütze, Hausmann, Müller, Wendt, Mitscherlich ꝛc. ꝛc., bilden einen Zyklus, wie ihn, gleichzeitig, keine andere Hochschule aufweisen kann.

Ein würdiger, ächt vornehmer Ton, der von jeher in Göttingen in dem Lehrerkreise herrschte, und der durch die Menge von fürstlichen Personen, welche ihre Studien hier machten, unterstützt und getragen wurde, mußte nothwendig auch auf den Ton unter den Studenten überhaupt zurückwirken. Dieser war stets anständig und freier von burschikosen Rohheiten, als sonst wo. Der Aufenthalt ist übrigens an keiner andern deutschen Universitätsstadt so kostbar wie hier; ein Umstand, der sich leicht erklären läßt.

Zur Zeit der höchsten Frequenz hatte Göttingen 1800 Studierende. Wegen der regen Theilnahme der Göttinger an der Burschenschaft, dem Wartburgfeste und anderen, die Regierungen ängstigenden Erscheinungen der damaligen Zeit wurde durch gemeinschaftlichen Beschluß ein zweijähriger Verruf über Göttingen ausgesprochen, welche Maßregel die Universität verödete und die Zahl ihrer Besucher auf 400 herab brachte. Göttingen erhob sich seitdem nie wieder zum früheren Glanze. Seine Schicksale in neuester Zeit sind zu frisch im Andenken aller Leser, um mehr als der bloßen Hindeutung zu bedürfen.

Göttingen besitzt mit königlicher Freigebigkeit dotirte wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen aller Art: ein Seminar, Gelehrten-Vereine in Menge, eine Sternwarte, ein Anatomisches Theater, ein Klinisches Institut, einen Botanischen Garten, ein Museum für Naturgeschichte, und eine Bibliothek, für neuere Literatur die reichste in der Welt, mit mehr als 300,000 Bänden und über 6000 Manuscripten. — Die im Stahlstich dargestellte neue, prachtvolle Aula, ein Geschenk König Wilhelm's des Vierten, wurde am Jubel-Stiftungsfeste der Georgia, am 19. September vorigen Jahrs, feierlich eingeweiht und der Universität übergeben.

CCXVIII. Rudelsburg und Saaleck in Thüringen.

Das Böse
Stürzt mit dem Guten im Strom der Zeiten.

Die Natur zeigt uns in allen ihren Werken unendliche Mannichfaltigkeit. Keine zwei Wesen gleichen sich in der seelen- und willenlosen Schöpfung: denn im grenzenlosen All herrscht die Freiheit. Die organische Welt kann nicht davon ausgenommen seyn, und mehr als irgend ein anderes Geschaffenes hat der Mensch die Nothwendigkeit, seine Individuen in unendlicher Mannichfaltigkeit zu entwickeln, und jedem aufzudrücken sein eigen unterscheidendes Gepräge. Nach dem nämlichen Gesetze bilden sich die Völker, ebenso verwandte Stämme ein und desselben Volks eigenthümlich aus nach dem Einflusse ihres Klimas, der Natur und Fruchtbarkeit ihres Bodens, nach ihrem Stammcharakter, ihren Ideen, ihrer Lebensweise, ihrer Kunst, ihren geschichtlichen Erinnerungen, und überhaupt nach der ganzen Art ihres Seyns. Ich kenne nichts Lächerlicheres und Nachtheiligeres zugleich, als das Streben, welches in einem großen Reiche alle Individualität der einzelnen Völkerstämme verwischen und die Mannichfaltigkeit der Formen zerstören will. Nur Unverstand und Despotismus mögen einen solchen Willen befolgen. Kein Götzendienst aber empört mehr, als der für eine willkührlich ausgedachte, die Nationalitäten zerstörende Einheit geforderte.

Nicht einmal unter sich verwandten Stämmen darf die Idee der Volkseinheit näher treten, als es die freie Entwikkelung des Stammcharakters zuläßt. Wie thöricht sind Diejenigen z. B., welche von der Nothwendigkeit reden, alle Men-

RUDELSBURG UND SAALECK

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt Bücherei Elbing

schen deutscher Zunge in eine Form einzupressen, damit ein Deutscher dem Andern gleiche! Deutschland, das allen andern Ländern in der Bildung vorangeht, hat seine schöne, geistige Entwickelung einzig und allein der reibenden, rivalisirenden, immer zur Nacheiferung spornenden Individualitäts-Bildung seiner Stämme zu danken. Es trägt die Mannichfaltigkeit einer Welt in sich; und gerade diese Mannichfaltigkeit ist der Träger seiner Kultur und der Bürge ihres Fortschreitens. Welchem Stamm unter so vielen würde denn, wenn wir eins werden sollen, das Münzrecht gebühren? Welchem das Recht, mit seinem Stempel die übrigen, die Urbilder vernichtend, auszuprägen und in Kurs zu setzen? Dem Stärksten doch wohl. Und der wäre? Man sieht, wohin es führt. Nein! jeder deutsche Volksstamm muß sein selbstständiges, eigenes Leben behalten; er muß behalten seinen eigenthümlichen Charakter, seine Sitten und seine Gebräuche. Würden alle deutschen Stämme zu einer großen Nation zusammen geschmolzen, wie die französische, dann würden wir vielleicht der Welt Gesetze geben; aber mit dem Verwischen aller Individualität im Einzelnen ging unsere höhere Bestimmung sicherlich verloren.

Wir dürfen nicht fürchten, daß die Metamorphose, schon zweimal mißlungen, sobald von neuem versucht werde. Die Manie, die alten deutschen Landnamen auszutilgen, gleichsam als fürchtete man die historischen Erinnerungen, welche sich an sie knüpfen, ist eine obsolete, und in der neuerlichen Wiedererweckung der Ehrfurcht für deutsches Alterthum finden wir ein Palliativ gegen die Wiederholung. Wer freute sich nicht, hört er die alten Namen von Ländern und Gauen wieder aus dem Munde der Fürsten? So ist auch der Urname Thüringen, den des Thüringers Stamm treu bewahrt hat, so viel auch daran getauft und wieder getauft worden ist im Laufe der Jahrhunderte, und so viele Herren auch herrschen in seinen Gauen und auf seinen Höhen, neuerlich wieder zu Ehren gekommen, und man hat von Thüringischen Staaten und Staatenbündnissen mancherlei gehört. Am Ende liegt dem Volke freilich wenig daran: es vergißt den Heimathsnamen doch nicht, vergäßen ihn auch die Diplomaten.

Thüringen, wie Jean Paul es nennt, „das Land der gemüthlichen Natur und der gemüth- und bildungreichen Menschen," zählte einst eine kaum glaubliche Anzahl von Burgen und Vesten, deren Ruinen jetzt die Gegend schmücken. Der größere Theil derselben entstand zu jener Zeit, wo die Slaven sich gewaltsam Wohnsitze erbauten von den Westmarken Deutschlands an bis zu seinem Herzen; wo Wenden und Sorben der Lausitz und die Böhmen ihre räuberischen Einfälle oft bis in's Thüringer Land ausdehnten. Da kamen feste Burgen auf auf allen Höhen, zu Schutz und zur Abwehr der frechen Fremden. Die Rudelsburg wurde damals gebaut; Saaleck, für welches die Volkssage Karl den Großen als Gründer nennt, bedeutend erweitert.

Ritter Rudolf von Münchhausen errichtete jene im 10ten Jahrhundert. Anfangs bestand sie aus einem einzigen festen Thurme, hoch auf einem die Saale überragenden steilen Felsen, von Naumburg etwa anderthalb Stunden entfernt. Die Veste bezweckte ursprünglich, ein Zufluchtsort in Zeiten kriegerischer Noth zu seyn. Rudolf wohnte und wirthschaftete im gegenüberliegenden Dorfe Kreipisch, wo noch jetzt ein Rittergut ist, das ihm gehörte. Nach ihm erhielt die Burg den Namen Rudolfsburg, welcher später in den heutigen verkrüppelte. Grenzstreitigkeiten

wegen kam es zwischen dem Geschlechte Münchhausen und dem der Gültenburge, welches auf der nahen Krainburg seinen Hauptsitz hatte, zur Fehde, die der Erbhaß ein paar Jahrhunderte lang nährte. Der Rudelsburger Zweig der Münchhausen war bereits im zwölften Jahrhunderte bis auf ein einziges Auge verdorrt. Ritter Otto, der letzte seines Stammes, hatte im heiligen Kriege seinen Sohn verloren; eine einzige Tochter war ihm geblieben, und der durch Alter entnervte Arm des Vaters war unvermögend, seine nach Hülfe schreienden Hintersassen gegen den drangsalirenden Nachbar zu schützen. Da that Otto den ersten schweren Schritt zur Aussöhnung. Er lud den Krainburger, diesem für sicheres Geleit sein Ehrenwort einsetzend, zu einem Fastnachtsschmauß. Ludwig von Gültenburg kam. Mit einer wechselseitigen freundschaftlichen Erklärung war der langwierige Hader aufgelöst, der böse Geist entwich und der der Liebe kehrte ein. Otto's reizende Tochter, die reiche Erbin, wurde Ludwigs Hausfrau. Im Heirathsvertrage hatte man aber ausgemacht, daß, wenn die Ehe mit mehren Söhnen gesegnet, einer der jüngeren die mütterlichen Besitzungen erben, das Münchhausen'sche Wappen führen, am väterlichen Gute aber keinen Antheil haben solle; und am Hochzeittage that Hildegard laut das Gelübde, daß, wenn Gott ihr mehre Söhne schenke, sie den Klöstern zu Weißenfels und Naumburg, jedem tausend meißnische Gulden verehren wolle.

Es traf ein. Ludwig und Hildegard hinterließen 2 Söhne; der jüngere bekam die Rudelsburg mit dem mütterlichen Gute. Es war ein braver, redlicher, freundlicher Mann, allgemein geachtet; aber sein Sohn, auch ein Otto, schlug gänzlich aus der Art. Er wilderte auf Abenteuer umher, ein berüchtigter Raufbold; und als der Vater aus Gram über ihn starb, trieb er es ärger, als zuvor. Er bewaffnete seine Bauern und übte mit ihnen die adeliche Straßenräuberei auf eine gräuliche Weise aus. Sein Burgverließ füllte sich mit Schlachtopfern an, sein Schatz mit unrechtem Gute. Er baute eine Brücke über die Saale, blos um Vorwand zu haben zu Erpressungen. Da mußte jedes Schiff, das sie passirte, und Jeder, der des Wegs zog, schweres Zoll-, Brücken- und Geleitsgeld zahlen, und weder Freund noch Feind kam ungerupft durch. Dieses unwürdigen Otto's Sohn war nicht besser als der Vater. Er war der Schrecken und die Geißel des Landes 10 Meilen in der Runde. Vergeblich waren die Klagen bei Kaiser und Reich. Sie wurden nicht gehört, oder das Raubgesindel verlachte die kaiserlichen Befehle, die ohne Kraft waren.

Aber der große Habsburger kam, und mit ihm die Stunde der Vergeltung. 1289 erschien der Kaiser in Erfurt, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte; ihm nach zog ein kleines, aber streitgeübtes Heer. Nun ließ er von allen anwesenden Fürsten den Landfrieden beschwören, und wie ein Sturm ging's dann zur Vertilgung der adelichen Räuber von Burg zu Burg. An einem Tage richtete er zu Ilmenau über 28 gefangene Stegreifritter. Alle büßten mit dem Strang. Der Rudelsburger entging seinem wohlverdienten Schicksal auch nicht. Nach heftiger Gegenwehr fiel er, beim Sturme der Burg verwundet, von der Mauer, auf der er kämpfte, und wurde jämmerlich zertreten; die eingenommene Veste aber wurde geplündert, angezündet und zerstört. Dieß geschah 1290.

Nach langen Jahren erhielten die Nachkommen die Besitzungen zurück und vom Kaiser die Erlaubniß zum Wiederaufbau der Burg. Eine Fehde mit dem Bischofe von Naumburg führte die zweite Zerstörung derselben im Jahre 1348 herbei. Das Geschlecht der Gültenberge erlosch, und vom 16ten Jahrhunderte an änderte die Burg öfters ihre Besitzer. Die Familien Bünau, Kreuzen, Zech, Brühl und Schönberg besaßen sie wechselsweise. Schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts war sie theilweise verfallen. Gänzlich verlassen wurde sie erst 1730 und seitdem ist sie, als Ruine, eine Zierde der Landschaft.

Den ehemaligen großen Umfang der alten Veste kann man noch aus den Trümmern deutlich erkennen. Brustwehren und Wälle umgaben einen äußern Hof, und eine sehr hohe Mauer, mit einem tiefen und breiten, in den Fels gehauenen Graben, umschloß die eigentliche Burg. Noch erkennt man an der Mauer die hervorstehenden Quadern, in denen die Angeln der Fallbrücke ruheten, welche letztere ein Bollwerk vertheidigte. Aus der Mitte der Veste erhob sich ein ungeheuerer viereckiger Thurm, dessen untere Mauern 12 Fuß dick waren. Der Eingang in denselben war 50 Fuß über dem Boden. In seinen tiefsten Gewölben sieht man noch das Burgverließ. Bei dessen kürzlich geschehener Aufräumung fand man die Ueberbleibsel menschlicher Gebeine. Welche Geschichten würden diese erzählen, wenn sie reden könnten! —

Der Rudelsburg gegenüber, nur durch eine tiefe Felsschlucht getrennt, stehen die Ruinen von Saaleck: — der Burg Karls des Großen, und des nachherigen Sitzes eines berühmten, längst erloschenen Geschlechts.

Nur 2 hohe, runde Thürme sind noch übrig; alles Uebrige ist versunken, und blos mit Bäumen bewachsene Schutthügel deuten den Standort der ehemaligen Gebäude dieses prachtvollen Schlosses an. Zwischen beiden Thürmen sieht man den Brunnen, der hinab drang bis unter den Spiegel der Saale. Er ist jetzt zur Hälfte verschüttet; jeder der Hinkommenden will die Tiefe durch einen Steinwurf beurtheilen, und so füllt er sich allmählich aus. Von dem höchsten der Thürme, in dem der jetzige Besitzer sich ein freundliches Zimmer eingebaut hat, und der bequem zu ersteigen ist, genießt man, nach Ost und West, hinauf und hinab in das Saale-Thal eine reizende Aussicht.

Als die ältesten Besitzer Saalecks nennt die Geschichte das Dynastengeschlecht der Schenken von Vargula, berühmt in Thüringens Geschichte. Nach dessem Aussterben gab der Kaiser Schloß und Gut den Bischöfen von Naumburg zu Lehn. Diese benutzten die stattliche Burg zu ihrem Sommeraufenthalt, und in jener Zeit des äußersten Verderbnisses der Kirche (im 14ten Jahrhundert) waren die einsamen Mauern Saalecks öfters Zeuge von Scenen, von welchen die einfältige Laienwelt kaum eine Ahnung hatte, so frech und toll auch mancher geistliche Oberhirte in den Städten sein Wesen trieb. „Der bischöfliche Sitz zu Naumburg," berichtet eine alte Handschrift aus jener Zeit, „war eine

Grundsuppe der Hölle und bestand aus erzgottlosen Bösewichtern und Kindern des Teufels, welche die ärgsten Sünden zu begehen keine Scheu trugen. Es hatten auch die bischöflichen Räthe und Vögte kein Gewissen, vielweniger Mitleid mit den Unterthanen, und da sie immer nur Geld in die bischöfliche Kammer schaffen sollten, mußten sie allezeit sinnen, wo sie es hernehmen und den Unterthanen abpressen sollten. Am schlimmsten von Allen trieb es der Bischof Johannes aus dem Geschlechte der Miltitze, dem der Teufel 1347 den Krummstab in die Hand gelegt. Dieser bezeigte sich seine ganze Regierung über als ein rechtes Satans- und Weltkind und lebte in Fressen, Saufen, Huren, Buben, Reiten, Fahren und Jagen also, als ob kein Herrgott im Himmel wäre. Er ließ, (und desselbigen Gleichen thaten seine Saufgenossen, die Canonici), die geistlichen Aemter durch Vikare verrichten und verlebte alle Zeit auf den Schlössern, oder in der Nähe von Nonnenklöstern, wo er ein schreckliches Leben verführte. Seine größten und meisten Schandthaten aber hat er auf Saaleck begangen, und man nannte die Burg mit Recht den Satanswinkel der Lust und der Bosheit. Da wurden Rotten von Gauklern aus Nürnberg verschrieben und lüderliche Metzen, und Leckerbißlein aus Leipzig und Braunschweig zu Hauf, und eingeladen zuweilen bei 200 Personen beiderlei Geschlechts, und nicht von dannen gegangen, als bis Küche und Keller geleert waren ganz und gar ꝛc. ꝛc." — Doch genug aus der Saalecker Chronik, die merkwürdige Beiträge zur Sittengeschichte einer längst vergangenen Zeit liefert.

Nach der Reformation wurde Saaleck mit den übrigen Besitzungen des Bisthums eingezogen, und die verlassene Burg verfiel. Als das dazu gehörige Gut durch Kauf an die Familie Feilitzsch kam, war sie Ruine.

CCXIX. Madagascar.

Schon die Alten kannten das Daseyn von Madagascar als eine in Südost von Aethiopien liegende große Insel; die Portugiesen entdeckten sie aber 1492, und nannten sie nach dem Heiligen des Entdeckungstags St. Laurentius. Andere Europäer gaben ihr denjenigen Namen zurück, welchen sie im Munde der Eingebornen führt:

Gestochen bey Poppel

GEGEND BEY FORT DAUPHIN

im Madagascar

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

Stadt Bücherei Elbing

Madagascar. — Die Insel, etwa 200 geogr. Meilen lang und den vierten Theil so breit, wird durch den Kanal von Mozambique vom afrikanischen Festlande geschieden. Für die gebildete Welt ist sie, bis auf einige Küstenstriche, noch immer ein TERRA INCOGNITA; daher muß die Angabe von der Zahl ihrer Einwohner blos auf muthmaßlichen Schätzungen beruhen. Solche wechseln zwischen 1½ und 3 Millionen. — In Madagascar zeigt sich die Natur noch in ihren Urformen, und nur leise hat die Hand der Cultur sie hie und da berührt. An den Küsten tief eingerissene, mit der üppigsten Vegetation begrenzte Schluchten, aus denen brausende Bergwasser dem Ocean zueilen; weiterhin mit fast immerwährenden Nebeln bedeckte Thäler und, im Innern, große hohe Gebirgskämme, an deren mit Urwäldern bedeckten Seiten colossale Wolkenmassen hin und her ziehen, oder auf und nieder wogen, oder, das Ganze umhüllend, ein Dunstmeer bilden, aus dem nur die höchsten Bergkegel hervor stehen wie einsame Inseln: — so ist der allgemeine Anblick Madagascars aus der Ferne. Die geognostischen Verhältnisse des Eilands sind noch fast gar nicht untersucht; doch trägt es die sichtbaren Zeichen der neptunischen Herrschaft. Muschelkalk ist bis zu einer Höhe von vielen tausend Fuß aufgelagert, und die Ueberbleibsel von Korallen ꝛc. ꝛc. bilden ganze Berge. Nur einzelne Strecken des Ufers beweisen das Daseyn von auch vulkanischer Thätigkeit in diesen Gegenden. Basaltfelsen, theils mit schöner Säulenbildung, ragen an mehren Orten unmittelbar aus dem Meere hervor. Alle Partieen vulkanischen Ursprungs sind sehr zerklüftet und geben den Gegenden, wo sie vorkommen, einen romantischen Charakter, den eine riesenhafte Vegetation noch steigert. Die Schluchtenwände sind mit armdicken Schlingpflanzen eingefaßt, oder besetzt mit großen Bäumen, an welchen jene hinanranken. Uralte, ungeheuere Baumstämme liegen chaotisch umher, eingeklemmt zwischen dem zerklüfteten Gestein, oder mit Farnkräutern und Gebüsch überwachsen: Zeugen der Gewalt und der Verwüstungen der Gewässer, die zur Regenzeit sich in reißenden Strömen von den Bergen wälzen. Hie und da stürzen Wasserfälle von Felsabsätzen, oder grünliche Seen gucken aus der Tiefe der Thalgründe. Auf dieser Insel ist an gebahnte Wege nirgends zu denken. Die Pfade der Menschen gleichen den Pfaden des Wildes, und über die schauerlichsten Schluchten führen leichte Brücken, von Baumzweigen geflochten. Schaudernd sieht der zagende Reisende die Wasser in der Tiefe schäumen und hört ihren Donner, der sich durch die Schlucht den fernen Bergen zurollt.

Die Eingebornen wohnen Dörferweise bei einander. Ihre Wohnungen sind, zum Schutze vor den Ueberschwemmungen, gemeinlich auf Anhöhen erbaut, und haben, vermöge einer Eigenthümlichkeit in ihrer Bauart, ein sonderbares Ansehen. Sie sind nämlich zeltartig, und die Balken, welche sich zu beiden Enden, an den Firsten, kreuzen, ragen weit über dieselben, gabelförmig, hinaus, und sind an den Enden zu allerhand Kopfgestalten von Thieren und Vögeln ausgeschnitzt. Die Dörfer umgeben Gräben, zwanzig Fuß breit und oft doppelt so tief, theils

der leichtern Vertheidigung wegen in Zeiten des Kriegs, theils um die Besuche wilder Thiere des Nachts abzuhalten. Ein schmaler Steg führt über den Graben an einem Ende des Dorfes; der einzige Zugang zu demselben.

Die Abstammung der Einwohner ist die Malayische. Sie sind stark, wohlgebildet, kraushaarig, olivenfarbig, sehr kriegerisch, rachsüchtig; thierischen, sinnlichen Genüssen sind sie oft bis zum Wahnsinn ergeben. Nach Art indischer Stämme scheiden sie sich in Kasten; aus den vornehmsten werden ihre Fürsten, ihre Priester und ihre Richter gewählt. Die Priester können schreiben und lesen und sind Bewahrer der Religionsgeheimnisse. Der Malagasse verehrt ein gutes und ein böses Wesen; beide theilen sich, nach seinen Begriffen, in die Herrschaft des Himmels und der Erde.

Es ist die gewöhnliche Tendenz religiösen Aberglaubens, über die stärksten und zartesten Triebe der Natur eine teuflische Gewalt auszuüben und nach ihrer Vernichtung und Unterdrückung zu streben; aber kaum giebt es eine so scheußliche Aeußerung seiner Macht, wie hier, unter irgend einem Volke. Eine von den Priestern genährte Vorstellung schreibt jedem Tage einen allmächtigen Einfluß zu, der bald für Dieses, bald für Jenes böse oder gut sey. Gewisse Tage halten sie für unheilbringend jeder organischen Neugeburt so sehr, daß sie die Zerstörung derselben für einen Pflichtakt der Barmherzigkeit betrachten. Es werden daher alle an solchen Tagen gebornen Kinder von den Aeltern gemordet, welche damit Gott das wohlgefälligste Opfer zu bringen wähnen. Schauderhaft ist die Art die Schauerthat zu vollziehen. Man denke sich den neugebornen Menschen, das Bild der Hülflosigkeit, hingegeben der Marter; seine Henker — die Aeltern. Lächelnd liegt es in den Armen der Mutter, die es still und andächtig unter den Agonien der Liebe und des Aberglaubens, gefolgt von dem Vater und den Verwandten, hinaus vor's Dorf trägt und es niederlegt in den Staub queer vor dem Steg, den Alles, was aus- und eingeht, wandeln muß. Unfern von dem wimmernden Geschöpfchen setzen sich die Aeltern und Verwandten nieder. Die Menschen gehen und kommen: aber sie schreiten über den Gegenstand des Jammers, der sich im Staube windet, hinweg. Erst den Fußtritten der heimkehrenden Heerde ist's vorbehalten, seine Leiden zu endigen. —

Bisweilen geschieht es wohl, daß ein solches Kind einen ganzen Tag liegt, und nur leicht verwundet, oder unverletzt davon kommt. In diesem Falle nimmt es ein Priester auf, reinigt es im geweiheten Wasser und unter dem Jubel des Volkes giebt er's den entzückten Aeltern zur Pflege zurück! Der böse Zauber des Tages ist dann durch die Macht des guten Geistes gelöst, und das Kind wird fortan als dessen Schützling betrachtet.

Stadt Bücherei Elbing

DER DONAU-STRUDEL

(Nieder-Oesterreich)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCXX. Der Donaustrudel.

Wäre es nicht eine alte Krankheit des Menschen, in der fernen Fremde zu hoffen und zu suchen, was er in der nahen Heimath verschmäht, dann könnte man nicht begreifen, wie es möglich ist, daß die reichen, reiselustigen Menschen mit ihrem Gelde in fremden Ländern und oft fremden Welttheilen entlegene Genüsse einer üppigen und schönen Natur kaufen, die herrlichen Gauen und romantischen Thäler der Donau aber bis auf die neueste Zeit, verhältnißmäßig, von ihnen wenig besucht worden sind. Erst in unsern Tagen hat die Dampfschifffahrt und ihre Bequemlichkeiten den Bann dieser Gegenden gelöst und manchen bisher wenig bekannten Namen in der Reisewelt berühmt gemacht. Einen solchen führt das schöne Bild hierneben.

Von Linz stromabwärts, halbwegs nach Grein, breitet sich die Donau in der Ebene weit aus und theilt sich in mehre Arme, die eben so viele Inseln bilden. Erst nahe bei Grein treten die Ufer wieder näher zusammen, und das Thal verengt sich zu einer tiefen Schlucht, an welcher jenes Städtchen mit der nobeln Greinburg malerisch sich lagert. Der Strom macht hier, hoch aufgethürmt in seinem Felsenbette, den gefürchteten Greinerschwall als Vorboten des größern, gleichartigen Naturschauspiels, auf das von dort der Schiffer mit feierlicher Stille vorsichtig zusteuert. Schon von ferne warnt dumpfes Brausen und das unruhige Wirbeln der Gewässer. Die Felseninsel Wörth, gekrönt mit den Ruinen einer alten Burg, der Werfenstein genannt, auf welcher ein berüchtigtes Schnapphahngeschlecht auf Raub lauerte, der an armen, nothleidenden Schiffern leicht zu begehen war, theilt den Strom in 2 Arme. Jener zur Rechten, der sogenannte Höfgang, fließt ruhig dahin; kann aber leider! nur bei sehr hohem Wasserstande zur Fahrt benutzt werden. Der zur Linken bildet den Strudel, der Donau-Schiffer Schreckbild, wie es das Bingerloch für die Schiffer des Rheins früher gewesen. Dort, wie da, bildet ein den Fluß quer durchsetzendes Felsriff eine furchtbare Brandung und eine noch immer nicht ganz gefahrlose Passage, obschon sie Joseph der Zweite durch Sprengen mit Pulver unter dem Wasser erweitern ließ. Bei dem Markte Struden, der pittoresk am Uferrande unter einem überhängenden Felsen erbaut ist, hat man zum Ueberschauen dieses erhabenen Naturschauspiels den besten Standpunkt. Von diesem geschah auch die Aufnahme unserer Abbildung.

CCXXI. Der Himalayah.

Die glühenden Ebenen von Hindostan sind dem Europäer im Sommer Kerker, und die Sonne ist sein Gefangenwärter. Er darf dann, außer am späten Abend und in der frischen Morgenstunde, nicht wagen, seine Wohnung zu verlassen. Die Meisten, welche diese Regel vernachlässigen, raffen Typhus und Fieber hinweg.

Bevor die Britten ihre Herrschaft über Hochindien ausgedehnt und befestigt hatten, war es ihren Beamten vergönnt, zu ihrer Erholung jährlich einige Monate in die gesünderen Seestädte zu ziehen, und viele brachten ihre Urlaubszeit auf dem Kap zu. Seit zwei Jahrzehnten hat sich dieß geändert. Im unbestrittenen Besitz der ganzen südwestlichen Seite des indischen Hochalpenlandes haben die Britten aus den Ebenen bequeme Fahrstraßen in jene Gebirgswelt gezogen, und mit dem Eintritt der heißen Jahreszeit wandern sie aus den Städten der Niederungen schaarenweise in ihre asiatische Schweiz, wie die Engländer in der Heimath in die europäische ziehen. Auf jene langen Ferien hofft der Beamte und Kaufmann in Indien, wie der Gefangene auf seine Befreiung. Schon Wochen vorher sieht man überall in den Häusern die Vorbereitungen zum Umzug. Es werden Vorräthe gerüstet, Kisten und Körbe gepackt, und Saumthiere, beladen, vorausgeschickt. Befreundete Familien treten in Gesellschaften zusammen, und der Tag des Aufbruchs ist ein Tag des Jubels. — Zuerst wird die bengalische Ebene durchzogen. Auf den trefflichen Heerstraßen geschieht dieß schnell, und das Aufsteigen beginnt. Anfänglich ist's kaum merklich. Der Weg geht durch Wälder, die das Hochgebirg in seiner ganzen südlichen Ausdehnung umsäumen. Prachtvoller Baumwuchs entsproßt dem von tausend Quellen befeuchteten Boden, und Lianen und blühende Schmarotzerpflanzen aller Art knüpfen die Riesen der vegetabilischen Welt mit bunten und grünen Guirlanden anmuthig zusammen. Ueberall ist Kraft und Fülle einer noch jungfräulichen Natur. Man hört Vögel singen, und das widrige Geheul der Schakals und Tiger der Ebene erschreckt nicht mehr. Feierlich rauscht's in den hohen Wipfeln, und man athmet schon erquickende, balsamische Gebirgsluft.

Der Waldgürtel des Himalayah ist wenig bevölkert. Es bewohnen ihn Hirten, die ihre Heerden im Walde weiden lassen, Honig und andere Produkte sammeln, und sie gegen die Artikel der Ebene tauschen. Ihre

Häuser sind von Holz und elend, ihre Kleidung ist ein schwarzer Mantel. Sie führen zum Schutze ihrer Heerden Waffen. Der Waldbewohner ist schwarzgelb, mager; aber ein kräftiger Menschenschlag.

Die Waldregion hat eine Breite von 5 bis 15 Meilen. Nach dem Gebirge zu wird sie lichter, das Terrain stücklichter. Felsen werden sichtbar, und die tief gefurchten Abhänge bilden häufige Schluchten. Muntere, chrystallhelle Bergströme rauschen entgegen, die Gegend ist angebauter und auf den mit Felsstücken besäeten Wiesen und Triften stehen steinerne Wohnungen, mit kleinen Gärten und Getreidefeldern umgeben. Mit jeder Viertelmeile entfaltet sich nun mehr und mehr der Charakter der Alplandschaft. Die Straßen winden sich, wie die Straßen der Schweiz, im Zickzack steilen Bergwänden hinan, oder an Schluchten hin, und suchen über kühn geschlagene Brücken bald das eine, bald das andere Ufer der Bergströme. Wie in den untern Regionen auf der Südseite der Schweizergebirge, zeigt sich allenthalben üppiger Pflanzenwuchs; Lianen ranken als Guirlanden durch die Bäume, Hirsche und Rehe streifen vorüber, und in den hohen Wipfeln wiegen sich Phasanen, oder spielen Affen. Weiter hinauf, mit 4—5000 Fuß Höhe, beginnt die Vegetation kälterer Klimate. An den sonnigen Wänden rankt der sorgfältig gepflegte Weinstock, und um die Wohnungen, ganz schweizerischer Bauart und Form, breiten sich Pflanzungen von Kirsch- und Birnbäumen und Aprikosen, und Korn und Weizenfeldern aus. Wilde Rosen, Hagebutten, Himbeeren und Brombeersträuche bedecken die zur Kultur weniger geschickten Striche, und die verwitterten Felsblöcke, Geschiebe der hohen Urberge, sind überzogen mit Erdbeeren, die das ganze Jahr hindurch zugleich Blüthen und Früchte tragen. Die Menschen sind von denen der tiefern Regionen vortheilhaft unterschieden. Sie sind weißer, schlank, stark, gewandt, frohsinnig und gastfrei. Mit ächt schweizerischer Beharrlichkeit machen sie die Felswände und rolligen Abhänge urbar, und ihr Fleiß ersetzt, was die Natur dem Erdreich versagt hat. Diese Region, deren höchste Bergkuppen 9000 Fuß erreichen, bildet den dritten Gürtel um den eigentlichen Himalayah. Man erschrickt, wenn man jene Berge betrachtet und sich denkt, daß man auf ihren Gipfeln die höchsten Kegel noch 16,000 Fuß über sich sehen würde. Es prangt diese Landschaft mit Seen, mit Wasserfällen, Staubbächen und allen Wundern der Alpenwelt. Nur die Eismeere und Schneewüsten fehlen noch; sie sind der höchsten Region vorbehalten.

Innerhalb der mittlern Bergkette liegen eine Menge Dörfer und Flecken, und hier finden die Sommerwanderungen der englischen Familien aus den Städten und Ebenen Hindostans ihr Ziel. Jagd und Streifereien in das Hochgebirge füllen den Ankömmlingen die Zeit schnell aus und das Vergnügen ist hier in nicht weniger mannichfaltigen Formen zu Hause, als in der Schweiz, wenn es auch zur Zeit noch nicht mit derselben Bequemlichkeit genossen werden kann. Doch haben sich seit einigen Jahren eine Menge europäischer Gastwirthe angesiedelt, und viele Familien besitzen schöne Villen.

Erst wenn man die mittlere Bergkette überstiegen hat, treten die Schneegebirge Thibets, (der eigentliche Himalayah,) die sich seit dem Verlassen der Ebene den Blicken gänzlich entzogen hatten, wieder vor's Auge. Ihr Anblick ist zermalmend, und Worte sind unfähig, die Majestät und Pracht derselben zu schildern. Weder die Savoyschen Alpen, noch Norwegens großartige Gebirgsnatur, noch die des Kaukasus geben einen Maaßstab, sowohl in Hinsicht der Pracht der Gruppirung, als des Riesenhaften aller Verhältnisse. Kein Menschenauge, das diese Alpenwelt zuerst erblickt, bleibt ohne Thränen der Rührung, oder unergriffen von der Herrlichkeit und Größe ihres Schöpfers.

Besonders imposant ist der Blick in den Himalayah von dem Dorfe Kursalee aus, das auf dem Plateau der mittlern Gebirgskette, unfern von der Schlucht liegt, die sich der Jumna, 600 Fuß tief, in den Felsen gewühlt hat. Fast 7000 Fuß hoch über der bengalischen Ebene gelegen, besteht es aus etwa 30 Häusern. Sie werden von Brahminen bewohnt, welche von den Almosen vorüberwandernder Pilger zu den heiligen Quellen des Jumna leben. Der Ort hat ganz das Ansehen eines Schweizer Alpendorfes. Hafer, Gerste, alle Baumarten der deutschen Wälder, kommen gut fort und in den Gärten gedeihen Erbsen, Bohnen und andere europäische Gemüse in Menge. An den Wänden einiger Häuser sind Kirsch- und Pflaumenbäume spaliermäßig gezogen. Die Winter sind zwar lang und strenge: aber die rasche Entwickelung der Vegetation in den Sommermonaten entschädigt wieder.

Von diesem Punkte breitet sich das Hochgebirge fächerartig aus. In einem Halbkreise von etwa 30 deutschen Meilen öffnet sich dem Blicke eine Welt des Todes, in der sich Gletscher auf Gletscher thürmen, Schneewüsten über Schneewüsten ragen. Pyramidenförmig steigen Bergriesen*) aus ihnen empor und zittern wie Geistergestalten in dem Blau des Himmels. Aber ich bekenne mein Unvermögen, solche Szenen zu malen und lege den Griffel nieder.

---

*) Die Höhe dieser für immer unersteiglichen Gipfel ist, nach den englischen Messungen, 22—26000 Fuß über der Meeresfläche. Der Kaukasus, nach dem Himalayah das höchste Gebirge Asiens, hat nur 17,000 Fuß. Der Chimborasso in Peru ist noch nicht 20,000 Fuß hoch; der Montblanc nicht viel über 14,000. Jene Piks würden also den letzteren um fast 12,000 Fuß überragen.

Stadt Bücherei Elbing

SEGOVIA
in Spanien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCXXII. Segovia in Spanien.

Segovia (10,000 Einw.; einst 80,000!) dessen Erbauer, der Sage nach, Herkules selbst war, und dessen reiche Minen und blühenden Gefilde im Alterthume berühmt gewesen, ist noch jetzt eine der malerischsten Städte Spaniens. Sie liegt auf einem schmalen und steilen Felsriff, der sich zwischen zwei tiefen Thälern hinzieht, in welchen die Flüsse Eresma und Arova strömen, welche sich unterhalb der Stadt vereinigen. Zur Zeit der arabischen Herrschaft war sie die Residenz eines Königs. Die reichen Minen sind längst verloren gegangen, die Kultur ist gewichen und die Gegend ist verwildert; aber in der wohlerhaltenen Trajanischen Wasserleitung und dem Alkazar (dem Pallaste der maurischen Könige) bewahrt Segovia noch Monumente seiner glänzendsten Zeiten.

Der Aquaedukt beginnt in den Hügeln von Ildefonso, und führt das Wasser auf einer sehr beträchtlichen Länge über das Thal zur Mitte der Stadt. Anfänglich sind, wie sich von selbst versteht, seine Bogen niedrig. Langsam nehmen sie zu an Höhe; am Fuße der alten Stadtmauer thürmen sie 120 Fuß hoch sich auf. Dort sind zwei Reihen Bögen über einander gesprengt; ein vortrefflicher Gedanke des Baumeisters, um den Schein der Schwäche zu vermeiden. Am schönsten nimmt sich der Aquaedukt aus, wenn die Morgensonne strahlend durch die obern Bogen bricht, die Pfeiler der untern aber tief in Schatten sich hüllen, und gleichsam auf dem leichten Nebel nur zu ruhen scheinen, mit welchem der Fluß das Thal anfüllt. So betrachtet ist er einer Brücke ähnlich, die, über 3000 Fuß lang, die Stadt mit dem fernen Gebirge verbindet. Von der Stadt selbst sieht man blos die höchsten Kuppeln und die Glockenthürme, deren kupferne Dächer blendende Strahlen aussenden.

Die Leitung führt bis zum höchsten Punkt der Stadt, wo sie sich in einem Reservoir ausmündet, von welchem Röhren das Wasser in Ueberfluß den entferntesten Quartieren zubringen, und Plätze und Märkte mit kühlenden Springbrunnen zieren. Es war ein schöner, eines Welteroberergeistes würdiger Gedanke, die sprudelnden Quellen in dem fernen Gebirge zu sammeln und mit einem solchen für die Ewigkeit gebauten Werke der Wohlthäter einer Stadt für alle Zeiten zu werden. Interessant ist der Vergleich zwischen alter und neuer Bauart, wozu sich, da der Aquaeduct einige der Hauptstraßen überspannt, hier die beste Gelegenheit bietet. An einer Stelle schreitet der Römerbau über eine Kirche weg und über den gegenüber liegenden Palast. Wie nobel und herrlich erscheint jener, wie spricht das Ebenmaaß seiner Verhältnisse, die Einfachheit seiner Form so wohlgefällig an: wie widerlich und unge-

staltet dagegen erscheinen die kleinlichen Gebäude späterer Zeiten und anderer Völker, wie sinnlos sind ihre Verzierungen, wie plump und unverständig ihre Verhältnisse!

In der stolzen Seele des Römers lag keine Ahnung von der Möglichkeit eines Wechsels der Dinge. Er setzte überall die Ewigkeit seines Staats voraus; deshalb auch Dauer für die Ewigkeit oberster Zweck in allen seinen öffentlichen Werken war. Durch sie spottete er gleichsam der Zeit und den Elementen. — Baumeistern späterer Völker scheint hingegen immer der Gedanke der Vergänglichkeit zur Seite gewesen zu seyn; — sie bauten für das Jahrhundert, höchstens für das Jahrtausend. — Der Aquaedukt ist von Granitquadern aufgeschichtet, ohne irgend ein Cement, oder Mörtel. Die Quadern sind auf einander geschliffen und nach drittehalbtausend Jahren ist noch kein Stein um ein Haar aus dem Lothe gewichen, oder geht ein Tropfen Wasser durch Versickerung verloren. Wenn aber je dieses Werk einmal vergehen sollte, so ist es gewiß nur durch die Sorglosigkeit der Segovier, welche die Wohlthat des Ueberflusses an herrlichem Trinkwasser nicht einmal mit der geringen Mühe vergelten mögen, den Aquaeduct von Unrath zu reinigen und von dem Strauch- und Buschwerke zu befreien, das ihn überwachsen hat, und während es ihn ziert, allmählich zu zerstören droht.

Nächst der antiken Wasserleitung ist der alte Palast der Maurischen Könige das merkwürdigste Gebäude Segovia's. Der Alkazar hat durch den Gil-Blas des Lesage classischen Ruf durch die gebildete Welt. Er steht frei auf einem Felsen und seine burgähnliche Form beweist, daß er den doppelten Zweck einer Zitadelle und Königswohnung vertreten mußte. Er beherrscht die lieblichsten Aussichten in die tiefen Thäler und Auen der Eresma und Arova, über die hügeliche Landschaft und zur hochgipflichen Sierra, welche jene in blauer Ferne bekränzt.

— „Ich verlangte einen Führer zum Schlosse. Der Wirth packte einen behenden, barfußen Buben an, und rief ihm zu, er solle mich begleiten. Auf breiten, großen Stufen war die Höhe bald erstiegen und wir waren am Thore. Ein alter Invalide kam nach langem Klopfen, frug und öffnete mit gleichgültiger Miene. Schweigend führte er uns durch ein finsteres Gewölbe und pochte an einer kleinen Pforte. Sie wurde von innen geöffnet. Wir sahen uns in einem weiten Hofe, auf welchem einige 40 zerlumpte Menschen mit wilden, ausdrucksvollen Zügen im Grase lagerten, oder in Gruppen umher standen und sich unterhielten. „Gefangene Carlisten!" antwortete unserer Frage der Invalid, der an der Pforte seine Cigarre schmauchte und als Wache fungirte. Aber mein Cicerone erklärte mir, daß ich mich auf dem ehemaligen Turnierhofe der maurischen Könige befände.

Wir schritten über den kothigen Raum einem in's Innere führenden Thore zu. Begleitet von einem der Unteroffiziere, der in der Halle saß, ging es eine Wendeltreppe hinan, dann über einen langen Corridor. Wir traten in den Rittersaal. Er war getragen von schlanken Säulchen, auf welchen tief herabgehende

Bogen in der gewöhnlichen maurischen Hufeisenform ruheten. Uebrigens war alles leer und öde; und der Unrath von Vögeln, der auf dem Boden lag, gab ein übles Zeugniß von der Tüchtigkeit der Fenster. Von da passirten wir eine Menge Gemächer, meistens klein und unansehnlich, oft schmutzig bis zum Ekel und meistens durch winkliche Corridors mit einander verbunden. Ich hatte es anders erwartet, war getäuscht und verlangte, müde etwas zu besehen, was nicht des Besehens werth war, zurück. „Ich will nur noch einen Kranken besuchen," antwortete der Corporal und öffnete eine kleine verschlossene Thüre, vor der wir standen. Ein hoher, ehrwürdiger Greis trat uns entgegen; sein kahler Kopf war voll Ausdruck. Der Corporal fragte ihn, ob er was essen wolle. „Nein," antwortete der Alte; „aber bringt mir einen Krug frisches Wasser. Ich bin sehr durstig. Der Kleine da holt mir's wohl," setzte er hinzu, und auf einen Wink des Corporals nahm mein Bube den Krug und eilte damit fort. Ich sah mich um in der engen Zelle. Sie ließ kaum für uns den nöthigen Raum übrig; hatte aber eine köstliche Aussicht über das Thal und den Wald in's Gebirge. Die Geräthe bestanden aus einem Rohrstuhle, einem Tische und einer Bettlade mit ein Paar Matratzen. Auf dem Tische lag ein Gebetbuch, einige Papiere, Winkelmaß und Cirkel. Ich äußerte dem Greise meine Theilnahme und den Wunsch, etwas von seinem Schicksale und der Ursache zu erfahren, die ihn hierher gebracht hatte. „Sie vermuthen einen Carlisten in mir;" — sagte er gelassen; „aber Sie irren. Ich büße das Verbrechen, den Versuch gemacht zu haben, meinem unglücklichen Sohne das Leben zu retten. Dieser, taub meinen Bitten, war der Fahne des Prätendenten gefolgt. Die Guerilla, welche er befehligte, wurde zerstreut. Verfolgt, floh er des Nachts in's väterliche Haus. Er war mein einziges Kind. Ich hielt ihn wochenlang verborgen. Vergebens. Entdeckt, wurde er zum Richtplatze geführt. Grausam machte man mich zum Zeugen seines Todes, und der Akt der Vaterliebe wurde interpretirt als Beweis Carlistischer Gesinnung. Die Regierung dekretirte Confiskation meines Vermögens und gab mir diese Zelle zur Wohnung. Hier bin ich nun seit drei Jahren. Aber der Abend meines Lebens ist vorüber gegangen und die Nacht bricht schnell herein. Ich bin nicht unglücklich; — ersparen Sie sich," — sagte er, mich mit heiterm Blick fixirend, — „das Wehgefühl des Bedauerns, das ich in Ihren Augen lese." Ich frug ihn, ob er keinen Freund, oder Bekannten in Madrid habe, der sich seiner annehmen könne. „Lassen Sie das," antwortete der Alte; „meine Zelle ist mir der liebste Aufenthalt auf der Erde geworden; Befreiung hoffe ich nur von oben." Ich suchte das Gespräch ab und auf die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes zu lenken. Er schien mit den Ereignissen der Gegenwart bekannt, und seine Theilnahme doch etwas lebendiger zu seyn, als ich nach der vorhergehenden Aeußerung vermuthen durfte. Er sprach mit Kürze und Bestimmtheit und dem Freimuth eines Mannes, der das Leben mit seiner Furcht und seinem Hoffen hinter sich liegen hat, wie eine vollendete Reise. „Spanien lebt," sagte er, „in einer Uebergangsepoche. Jede Verwandlung ist Qual, und das lebende Geschlecht fühlt ihre Schmerzen, ohne ihre Lust zu genießen. Ich habe den Prozeß seit 50 Jahren

beobachtet, und er ist noch im ersten Stadium. In keiner Erscheinung ist noch Bleibendes. Alles ist noch Gährung; Ideen und Vorstellungen entstehen und vergehen wie Blasen. Man adoptirt sie und läßt sich für sie todtschlagen, oder schlägt Andere todt. Es geht aber andern Völkern auch nicht besser. Erst kamen die Franzosen mit weißen Bändern und Lilien, und fochten mit uns für unsern König; dann kamen sie mit dreifarbigen und mit Adlern und schleppten ihn fort und sperrten ihn ein. Dann kamen die Engländer und stritten mit unsern Mönchen für die Ehre der heiligen Jungfrau, und nun sind sie wieder da und helfen die Klöster aufheben und die Mönche erschießen. Bald predigen die Fremden, bald predigen die Unsrigen Haß, oder Liebe, bald dem absoluten, bald dem constitutionellen Königthum, bald mußte man beide verleugnen und die Republick hoch leben lassen, wollte man nicht als Aristokrat am Stricke baumeln. Ist in dem Allen Verstand gewesen, oder Beständigkeit? Sie sehen, so hat jedes Volk und jeder Tag in dieser Gährungsperiode seine Ratte. Unsere Zeit bläßt Seifenblasen, und dem Zuschauer kommt sie schaal und unerträglich vor, wie große Leute, wenn sie mit Kindertand spielen. Jede Gegenwart hält sich für allein klug, und jeder Gläubige an das Thier des Tages für den Alleinrechtgläubigen. Niemand will irren, weil Alle befangen sind im Irrthum. Keiner gibt zu, daß Das, was für den Augenblick geboren ist, nicht für den nächsten zu leben hat. Doch — (der Junge trat mit dem Wasserkrug herein!) Sie wollen zu Hause." Und mir die Hand reichend, setzte er erst feierlich hinzu: „Wir sehen uns nicht wieder. Laß die feige Weisheit der Zeit Dein Ohr nicht bethören, oder Dir von ihrem Unglauben das Herz vergiften. Vertraue und hoffe! Ohne den Willen Dessen, der die Welten schuf, und den Menschen, und den Seraph, und den Wurm, und Jeden seine Bestimmung erfüllen läßt, wird auch kein Steinchen am Bau der Menschheit anders gelegt werden, als es werden soll, und — fällt auch kein Haar von Deinem Haupte." —

Stadt Bücherei Elbing

FRAUENSTEIN

CCXXIII. Frauenstein bei Freiberg im Erzgebirge.

Es giebt Worte und Namen, mit denen irrige Vorstellungen sich erblich verknüpfen. Hört man z. B. vom Erzgebirge und Bergbau, so denkt man sich gewöhnlich eine Landschaft voll großer, steiler Berge, tiefer Thäler und finsterer Schluchten, in denen der Bergmann den Weg gleichsam angebahnt findet zu den Eingeweiden der Erde. Es kann nicht fehlen, daß der Reisende, der unter so falschen Vorstellungen in die Freiberger Gegend kommt, sich unangenehm getäuscht findet; denn statt der erwarteten Gebirgswelt, in der, aus tiefen und wilden Thälern, spitze Kegel und rauhe Felswände aufragen, findet er nur sanft ansteigende Höhen und freundliche Gründe, die sich oft in ausgedehnte Ebenen ausbreiten.

Das Hauptthal bildet die Mulde; sanft erheben sich die Thalwände und nur die kleinen, jenem Gewässer zuströmenden Bäche geben hin und wieder der Landschaft ein stückliches, zerrissenes Ansehen. Doch gerade da, wo das Gebirge am meisten der Ebene sich nähert und mit einem geringen Neigungswinkel südwärts fortzieht, ist der Hauptsitz jenes seit 6 Jahrhunderten blühenden Bergbaus und die weltberühmte Lagerstätte edler Metalle, welche, nach unermeßlicher Ausbeute, noch immer unerschöpflich scheint. Frauenstein, die uralte Residenz der Burggrafen von Meißen, auf einem Porphyrfelsen unweit des gleichnamigen Städtchens, gilt gewissermaßen als der südliche Grenzstein, als der Thorwart dieses, so große Schätze verbergenden Reviers, und von seinen verfallenen Thürmen überschaut man es eines Blickes bis zu den Mauern des 4 Stunden fernen Freibergs. Weiter aufwärts nach Böhmen zu wird das Gebirge steiler, zerrissener, der edle Geschicke führende Gneis kommt nur noch in einzelnen Parthien vor, und der ärmere Porphyr wird das herrschende Gestein. Wegen der äußerst starken Bevölkerung (das 3 Quadratmeilen große Grubenrevier beschäftigt durch den Bergbau an 6000 Menschen) ist die Cultur der Gegend ungewöhnlich groß, die Wälder sind (bis auf die sogenannte Zellische Holzung) längst ausgerodet, Ackerland, Wiesen und Gartenbau traten an ihre Stelle.

Schon die Sorben bauten im 11. Jahrhundert mehre Gruben in der Gegend von Frauenstein und Freiberg, und der Meißner Burggraf Otto der Reiche zog Hunderte von Bergleuten vom Harze herbei, um die entdeckten reichen Silberadern zu bearbeiten. In einer ehedem ganz öden und menschenleeren Gegend entstanden nun Flecken und Städte, welche in dem Maaße zunahmen, als der reiche Bergsegen der Ansiedler immer mehre aus allen Theilen Deutschlands herbeilockte. Freiberg erhob sich vor allen übrigen, und zur Zeit seines höchsten Glanzes, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wanderten jeden Morgen 9000 Bergknappen aus seinen Thoren nach den Zechen. Diese Zeit war die der Blüthe des sächsischen Bergbaus, der sich aus Freibergs Gegend weiter im Erzgebirge verbreitete. Die Entdeckung der reichen Silbergruben bei Schneeberg und Annaberg, und der großen Lager von Zinnerzen bei Altenberge fällt noch in's 15. Jahrhundert. Es sollen einst über 60,000 Bergknappen im Meißner Lande die Schätze der Erde zu Tage gefördert haben! Viele Gruben wurden für Rechnung des Landesherrn betrieben; mehre noch bauten die reichen Kaufleute Venedigs, Mailands, Nürnbergs, Erfurts und Magdeburgs. Die Ausbeute war unermeßlich; denn noch hatte Amerika seine Schätze nicht über Europa ausgeschüttet, der Silberwerth war das sechsfache des jetzigen, der Handlohn unglaublich gering und das Gewinnen der Erze in den obern Tiefen mit nicht dem zehnten Theil der Kosten und Beschwerden verknüpft, welche man jetzt, auf minder reichen Gängen, die bis zu einer Tiefe von 1600 Fuß unter Tage abgebaut sind, überwinden muß. Das Freiberger Revier soll in einzelnen Jahren über 300,000 Mark Silber geschmolzen haben. Dabei war der damalige Bergbau meist Raubbau, d. h. man bearbeitete die Gruben so lange sie ohne viele Mühe reiche Ausbeute gaben, ließ sie dann liegen und öffnete neue. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts, als schon die Erzanbrüche sich überall minderten, und Besorgnisse für die Dauer des Bergbaus die Nothwendigkeit einer bessern und geregeltern Einrichtung des Bergwesens einleuchtend machten, kamen Gesetze auf, welche die Erhaltung einer Industrie bezielten, aus der die Bevölkerung des Erzgebirges ihren fast ausschließlichen Erwerb zog und noch zieht. Aber die Gesetze waren nicht weise. Die gefesselte Spekulation zog sich aus einer Industrie zurück, in der sie vom Staate mißtrauisch überwacht wurde, und eine große Menge fremder Kapitale wanderten weg und suchten eine andere Anwendung. Ueber die Hälfte der erzgebirgischen Bergwerke wurden innerhalb eines halben Jahrhunderts von ihren Eignern verlassen und aufgegeben. Viele Bergknappen gingen nun nach Ungarn, oder nach Böhmen, und ganze Schaaren wurden für spanische Unternehmer geworben und nach Peru und Mexiko eingeschifft, die dortigen reichen Minen zu bearbeiten. Die alte Regel: „Bergbau leidet keinen Zwang," bewies ihr altes Recht.

Der dreißigjährige Krieg mit seinen Verwüstungsstürmen, seiner Hungersnoth und seinen Seuchen, mehrte den Verfall des sächsischen Bergbaus furchtbar. Es war eine Zeit, wo fast keine Grube mehr im Betrieb stand.

Kein Wunder! denn für die raubsüchtigen Kriegerschaaren war der köstliche Bergsegen die lockendste Beute. Viele Bergknappen nahmen auch Kriegsdienste; noch mehre verdarben durch Pest und Noth, oder sie lernten andere Gewerbe. Die so häufigen Spuren alten Bergbaus im Erzgebirge, an Gegenden und an Orten, wo längst des Bergmanns fröhliches Glückauf! nicht mehr gehört wird, — jene oft stundenlangen Pingenzüge und überwachsenen Halden, an welche das Volk die alten Sagen von reichen Bergschätzen knüpft, sind fast alle aus jener Zeit, und die Trümmer der damals aufläßig gewordenen Werke. Erst nach dem westphälischen Frieden hob sich der Bergbau von neuem; aber doch nur in beschränkterem Kreise. Eine liberalere Gesetzgebung begünstigte ihn, so viel sie vermochte, und die Entdeckungen zum wohlfeilern und vollständigern Ausbringen der Metalle, besonders die Amalgamation, die Verbesserungen im Maschinenwesen, die dadurch ermöglichte Gewältigung der Grubenwasser mit geringern Kosten, die Errichtung der Bergakademie in Freiberg und der Generalschmelzadministration, welche den Hüttenprozeß für edle Erze aller Gruben vereinigte, und andere gute Anstalten, suchten zu ersetzen, was die Erzlager an Ergiebigkeit verloren hatten. Der Staat übernahm die Anlage der ungeheuersten Werke zur Wasserlosung mittelst stundenlang fortgetriebener Stollen (Tunnels), um die ersoffenen Gruben auf langen Gang-Zügen von ihren Wassern zu befreien. Jeder, der eine alte Grube wieder bearbeiten wollte, oder einen neuen Gang entdeckt zu haben glaubte, wurde, war er Inländer oder Fremder, erb- und eigenthümlich damit beliehen, und so lange er nicht Ausbeute hatte, verzichtete der Landesherr gewöhnlich auf herkömmlichen Zehnten und Steuern. Jeder durfte schürfen wo und wie er wollte; und wer ein bauwürdiges Lager von nutzbaren Fossilien auffand, aber nicht die Mittel, oder die Lust hatte, sie selbst zu gewinnen, wurde vom Staate freigebig belohnt. Diese und andere Bestimmungen, welche größtentheils noch gegenwärtig gesetzliche Kraft haben, (z. B. das Recht der Bergleute, oder Unternehmer, in Gewerkschaften [Aktienvereine] zusammenzutreten, und eine oder mehrere Gruben für gemeinschaftliche Rechnung zu bauen), haben dem sächsischen Bergbau seit länger als einem Jahrhundert neues Leben gegeben und erhalten. Gegenwärtig arbeiten im Freiberger Reviere, in einigen sechzig Gruben, über 2200 Bergleute, und die jährliche Ausbringung an Silber, (50,000 Mark), an Kupfer, Eisen, Kobalt, Schwefel, Blei übersteigt den Werth von 2 Millionen Thaler.

Außer den wenigen Gruben, welche dem Gouvernement gehören, sind alle übrigen vergewerkschaftet, d. h. sie werden für Rechnung von Privatgesellschaften betrieben. Das Eigenthum jeder Grube zerfällt gesetzlich in 128 Aktien, welche Kuxe heißen, und die Besitzer desselben bilden eine Gewerkschaft. Diese bestreitet die Kosten des Baus gemeinschaftlich durch Zubuße und theilt den sich ergebenden Gewinn als Ausbeute. Die Aufsicht über den Betrieb und die technische Oberleitung überhaupt übt das Bergamt, ohne daß den Grubenbesitzern Kosten daraus erwüchsen. Als Bevollmächtigter der Gewerkschaft handelt der Schichtmeister, welchem die Details

der Verwaltung obliegen, und der sowohl der Gewerkschaft, als dem Bergamte jährlich Rechnung legen muß, welche letztgenannte Behörde sie der schärfsten Revision unterwirft. Jede Gewerkschaft hat das Recht, ihre Gruben unbearbeitet zu lassen; allein, wenn sie die Wiederbelegung länger als ein Jahr aussetzt, so verliert sie ihr Eigenthum daran, so wie an allen noch vorräthigen Erzen, Wasserkünsten und zum Dienste der Gruben gehörigen Bauwerken, und die Grube wird mit allem Zubehör für in's Freie gefallen erklärt. Ist dieß geschehen, so kann Jeder, der zu ihrem Fortbetriebe Lust und Mittel hat, sie in Besitz nehmen (muthen), und er wird, auf sein Ansuchen, erb- und eigenthümlich damit belehnt. Um inzwischen solchen Veränderungen, die immer mit großen Nachtheilen für die Grubenwirthschaft und mit empfindlichen Störungen im gewohnten Erwerb der Bergleute verknüpft sind, möglichst vorzubeugen, besteht schon seit langen Jahren die Einrichtung, für jede Grube aus einem dazu reservirten Theil des Gewinns (der Ausbeute), oder selbst durch Zubuße, ein Vermögen (einen Kapitalfond) zu sammeln und auf große Erzvorräthe zu halten. Während nun solche Einrichtungen die Eigner (Kuxinhaber) in Zeiten der Zubuße hindern, diese zu verweigern und dadurch ein Eigenthum von bedeutendem Kapitalvermögen aufzugeben, auch bei unvorhergesehenen Unglücksfällen die bequemsten Mittel zur Abhülfe darbieten, und die Regierung in den Stand setzen, in außerordentlichen Fällen mit Vorschüssen, ohne Gefahr des Verlustes, zur Hand zu gehen, sichern sie zugleich eine ganz regelmäßige und stätige Lieferung von Erzen an die Schmelzwerke, und folglich auch diesen Anstalten einen geregelten und vortheilhaften Betrieb; denn ohne große Erzvorräthe an den Gruben würde die Erzlieferung an die Hütten von oft plötzlichen Wechseln in der Produktion abhängig seyn. Manche Gruben im Freiberger Revier haben 30,000 bis 60,000 Thaler baaren Kassenbestand und einen Erzvorrath, um für ein ganzes Jahr die vorausbestimmten Ablieferungen zu befriedigen.

Der gesammte erzgebirgische (sächsische) Bergstaat steht unter dem Finanzministerium, und theilt sich, hinsichtlich der Aufsicht und Gerichtsbarkeit über die Gruben, in 6 königliche und 5 herrschaftliche Bergämter, in Ansehung der Aufsicht über die Berggefälle (Zehnten und Zwanzigsten von den in Ausbeute stehenden Gruben der Gewerkschaften) aber in 2 Oberzehntämter zu Freiberg und zu Annaberg. Die unmittelbaren Oberbehörden sind das Oberberg- und das Oberhüttenamt, welche beide ihren Sitz in Freiberg haben. Jenes leitet den eigentlichen Erzbau; dieses führt die Aufsicht über die Schmelzhütten und das Amalgamirwerk. Alle Rechtssachen werden von den Bergämtern in erster Instanz entschieden. Früher genossen alle zum Bergwesen gehörige Personen eine Menge Vergünstigungen und Privilegien; ein sehr wichtiges war die Befreiung vom Militairdienste. Sie sind, als dem constitutionellen Prinzipe der Rechtsgleichheit aller Staatsbürger zuwider, in neuester Zeit aufgehoben worden. — Auch das Ausland hat schon längst anerkannt, daß bei der Bergverwaltung keines andern Staats eine solche Ordnung

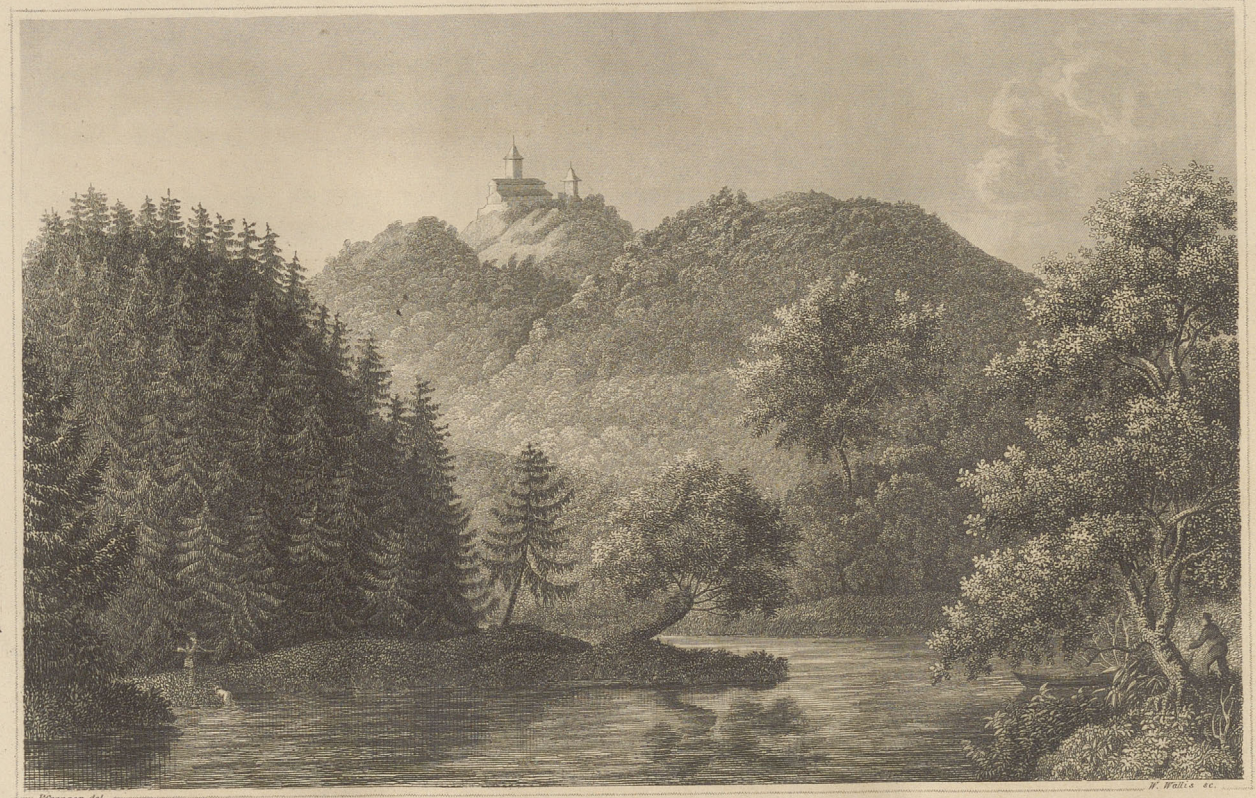
und Sparsamkeit herrsche, wie bei der sächsischen, und die Tüchtigkeit der Freiberger Schule ist längst weltbekannt. Seit vielen Jahren gibt Freiberg den Bergverwaltungen anderer Länder, Amerika, Rußland, Schweden, Italien, Frankreich sogar, wie allen deutschen Staaten, die wackersten Offiziere. Auch für die Bildung praktischer Unterbeamten, von Steigern u. s. w., besteht in Freiberg ein eigenes Institut, in welchem alle Diejenigen aufgenommen werden, welche, als Bergleute, vorzügliche Anlagen entwickeln. Selbst die Ausbildung des hiesigen gemeinen Bergmanns setzt eine lange Laufbahn voraus. Er beginnt als Waschjunge, kommt dann zur Scheidebank, dann, als Förderjunge, zur Grube, als Haspelknecht an die Haspel, als Lehrhäuer vor Ort, wird als Doppelhäuer Geselle und vollendet seine Meisterschaft, als Ganghäuer, auf edlen Geschicken. Auf diese Weise wird jeder sächsische Bergmann mit allen vorkommenden Arbeiten vertraut und ist zu jeder zu gebrauchen. — Der Charakter des hiesigen Bergmanns ist ehrenwerther, als anderswo, wo ihn keine so strenge und doch so väterliche Aufsicht bewacht. Bei allen Arbeiten herrscht eine militairische Pünktlichkeit und Ordnung; der Genuß von Branntwein ist in den Gruben eine unbekannte Sache, selten hört man von Veruntreuungen, obschon dem Häuer, der auf den reichsten Silberanbrüchen arbeitet, gemeinlich Armuth drückt. Wird bei einem Kameraden irgend eine Unredlichkeit bemerkt, so wird er von der Genossenschaft in den meisten Fällen selbst angegeben. Man bindet ihm das Arschleder ab, macht ihn damit ehrlos und stößt ihn als einen Unwürdigen aus, mit dem kein braver Bergknappe wieder arbeiten mag. Die gebräuchliche Schicht des Bergmanns ist 8 Stunden, so daß in den Gruben drei Arbeiter-Sätze stets wechseln, damit die Arbeiten ohne Unterbrechung Tag und Nacht fortgehen. Vor der Anfahrt versammelt sich alles im Zechenhause zum Gebet; eine fromme, uralte Gewohnheit, an der man strenge hält und ohne welche der gemeine Mann keinen Bergsegen hofft.

Eine Beschreibung der einzelnen Gruben würde ein Buch ausmachen und gehört nicht hierher. Nur der merkwürdigsten geschehe Erwähnung. — Es ist der Himmelsfürst, das reichste Silberbergwerk in Europa! Seit 400 Jahren steht diese Grube in Betrieb, ist gewöhnlich mit 500 Bergleuten belegt und liefert vierteljährig über 3000 Centner Silbererze zu den Hütten. Sie hat seit ihrem Bestehen über 8 Millionen Thaler reine Ausbeute vertheilt und zu verschiedenen Perioden war der Preis eines Kuxes von dieser Grube 20,000 Thaler. — Ihr Inneres ist ein wahres Labyrinth und dessen vollständige Befahrung ist kaum in 8 Tagen möglich. Der Gang ist bis zu einer Tiefe von 200 Lachter (1400 Fuß) abgebaut, noch 50 Lachter tiefer untersucht und edel gefunden worden. Wegen der großen Tiefe des Baues und der schweren Wetter- und Wasserlosung sind aber die Betriebskosten, jährlich über 100,000 Thaler, allmählig so gestiegen, daß von der ganzen Jahres-Ausbeute

gegenwärtig nur etwa 10,000 Thaler reiner Ueberschuß bleibt, die an die Kuxinhaber quartaliter vertheilt werden. Die Menge des allmählich aus den Erzen dieser Grube geschmolzenen Silbers berechnet man auf mehr als 25,000 Centner.

In dem bei Freiberg gelegenen Amalgamirwerke, dem größten in Europa, werden jährlich 60,000 Centner silberhaltiger Schlich, der aus den Pocherzen gewonnen wird, zugute gemacht. Die Pocherze sind meist sehr arm und halten im Centner nur etwa ein Loth Silber. Dennoch erzeugt man aus ihnen jährlich an 20,000 Mark jenes edlen Metalles, das die Dresdner Münzstätte verprägt. Das gesammte Silberausbringen der Gruben Freiberger Reviers vom Anfang ihres Baus an bis jetzt schätzt man auf 300 Millionen Thaler.

Stadt Bücherei Elbing



P. Pranger del. W. Wells sc.

DIE LEUCHTENBURG.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCXXIV. Die Leuchtenburg.

Wieder einmal ein recht charakteristisches Bild aus dem Thüringer Lande! — Von Rudolstadt abwärts bildet das Saalthal mit den zunächst gelegenen Parthien einen Park, wie er nur aus der Hand des Meisters hervorgehen kann, der die Welt schuf und sie geschmückt hat. Bald macht der Strom eine enge Schlucht, bald durchfließt er breitere Auen, auf welchen von Gärten umgebene Dörfer, einsame Mühlen und Gehöfte, üppige Felder und Wiesen mit Baumgruppen und Wäldchen abwechseln. Die Bergrücken, welche das Thal einschließen, sind ganz mit Wald bewachsen; nur selten drängt der Getreidebau die Holzung von den Abhängen in die höheren Regionen zurück. Ungefähr anderthalb Stunden von Kahla, einem Altenburgischen, gewerbfleißigen und freundlichen Städtchen, verengt sich der Grund zu einer Schlucht, in der sich die Heerstraße von Rudolstadt nach Jena hinzieht. Bei einer plötzlichen Wendung, welche der Weg macht, überrascht den Reisenden eine wahrhaft entzückende Ansicht. Mitten zwischen hohen, waldbewachsenen Bergkegeln, ragt, in lichter Ferne, hoch oben auf der Spitze eines Berges, die Burg, deren Fenster, sichtbar von den meisten Höhen des Thüringer Waldes, im brechenden Strahl der Morgen- und Abendsonne noch jetzt so schön flammen, wie vor tausend Jahren. Es ist die Leuchtenburg.

Ihre Erbauung geschah im neunten Jahrhundert. Sie diente den Thüringern als Grenzveste gegen die andringenden Wenden und Ungarn. Herren von der Leuchtenburg erscheinen in Urkunden lange vor des Habsburgers Zeit.

Um 1360 kam sie pfandweise an die Grafen von Schwarzburg, die sie, später, an einen reichen Erfurter Bürger versetzten. Das war ein stolzer, jähzorniger Mann. Er ertappte einst einen fremden Bauer beim Fischen in einem zur Burggemarkung gehörigen Bache, schlug ihn, und als sich der Angegriffene zur Wehre setzen wollte, packte der baumstarke Erfurter ihn bei der Gurgel und knüpfte ihn am nächsten Baume auf. Die That wurde ruchbar beim Landesherrn des Gemordeten, Friedrich dem Streitbaren, Markgrafen zu Sachsen, und dieser, dem jede Gelegenheit zu Fehde und Kampf willkommen war, machte sich sogleich auf und zog vor die Leuchtenburg, um Genugthuung zu fordern. Es war im November 1392. Die Erfurter rüsteten sich zwar, um ihrem Mitbürger beizu-

stehen, und riefen die Schwesterstadt Mühlhausen zu Hülfe: aber da sie merkten, daß sich Friedrich durch ihre Demonstrationen nicht irre machen ließ, vielmehr größere Heermassen herbeizog, und die reichen Besitzungen der Erfurter in ganz Thüringen zu plündern drohte, — überließen sie die Leuchtenburg ihrem Schicksale. Sie wurde nach einer kurzen Belagerung erobert, und der Markgraf machte sie zu seinem Eigenthum.

So kam die Leuchtenburg an das sächsische Haus, und sie blieb bei demselben bis auf den heutigen Tag. Die Versuche der Grafen von Schwarzburg, in Wiederbesitz der Burg zu gelangen, hatten, oft wiederholt, doch niemals Erfolg.

Als im 15. Jahrhundert die Brüder Friedrich und Wilhelm von Sachsen, der Erbtheilung ihrer Länder wegen, in Krieg mit einander geriethen, versetzte Wilhelm die Burg an einen reichen und mächtigen Vasallen, Apel von Vitzthum, der sie erweiterte und befestigte. Nach dem Frieden verlangte Wilhelm die Zurückgabe; umsonst! Apel bot seinem Herrn mit den Waffen Trotz, warb ein kleines Heer, und trieb Raub und Wegelagerei im Großen. Der Kurfürst hatte eine Gesandtschaft an Karl den Kühnen geschickt, welcher mit großem Gefolge burgundischer Herren zurückkehrte, um für ihren Herzog am sächsischen Hofe eine Braut zu werben. Apel, davon benachrichtigt, vermeinte, einen guten Fang zu machen, und legte sich unweit Erfurt auf die Lauer. Als nun der Zug des Wegs kam, brachen die Räuber hervor, plünderten die Karavane rein aus und schleppten die vornehmsten Ritter und Herren gefangen auf die Leuchtenburg, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Doch so ruchlose und verwegene That trug verdiente Frucht. Apel wurde in die Acht und aller seiner Güter verlustig erklärt, und Herzog Wilhelm von Sachsen zog aus mit einem Heere, die Acht zu vollstrecken. Eine Burg nach der andern fiel, trotz der hartnäckigsten Vertheidigung. Nur die Leuchtenburg widerstand lange. Endlich übergab sie die Besatzung gegen Gewährung des Lebens, und die Fürsten von Sachsen ließen die Veste fortan durch Vögte verwalten. In spätern Jahrhunderten hat sie zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen gedient, und einige Zimmer sind noch jetzt diesem Zwecke ausschließlich bestimmt.

Gegen das Jahr 1720 (nach dem Aussterben der Altenburg-Sächsischen Linie) fielen deren Länder an Gotha, und der uralte Rittersitz wurde in eine Zucht-, Arbeits- und Irrenanstalt des Landes verwandelt. 1744 bekam dieselbe eine vortreffliche Neu-Organisation; es wurden mehre neue Gebäude aufgeführt, unter andern die Kirche.

Die Leuchtenburg hat jetzt nur ein einziges Thor, und schon beim Anblick desselben wird man ihres unheimlichen Inhalts inne. Es ist verwahrt wie der Zugang einer Citadelle. Dem Eintretenden empfängt ein weiter Burghof. Rechts ist das Zuchthaus für männliche Sträflinge, und das Hospital für die Irren; die Gebäude links schließen die weiblichen Verbrecher und Geisteskranken ein. Im Vordergrunde aber erhebt sich das Herrenhaus, wo der Commandant, der Prediger und die übrigen Offizianten wohnen. Dieß ist der älteste, unversehrt erhaltene Burg-

Stadt
Bücherei
Elbing

Gez. v. T. Allom. — Stahlstich v. I. G. Martini Pudelstadt 1835.

DIE SCHAEDEL = PYRAMIDE

bei Tebah in Africa

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

theil. Die Mitte des Gebäudes schmückt ein runder, fester Thurm, mit 10 Fuß dicken Mauern. Diese ersteigt man auf einer schönen Wendeltreppe, und wird für die Mühe durch eine köstliche Aussicht belohnt. Zunächst öffnet sich das romantische Saalthal, zu dessen Seite sich die Berge und Wälder Thüringens und des Voigtlandes ausdehnen. In den vielen Waldblößen sind Flecken und Dörfer gebettet, und auf den Höhen erkennt ein scharfes Auge 17 Ruinen von Burgen und Kapellen. Vorzüglich schön nehmen sich die Trümmer der Lobdaburg und des Fuchsthurms in der Gegend von Jena aus, und in südlicher Richtung die alte Weißenburg und die Städte Orlamünde und Kahla.

Die Besatzung der Burg besteht aus zwanzig Mann; die Zahl der Sträflinge und Irren wechselt zwischen 100 und 130 — und, einschließlich der Offizianten, steigt die gesammte Bevölkerung nicht selten auf 200 an. Die Verbrecher werden sehr zweckmäßig beschäftigt, und mit der in allen Strafanstalten der sächsischen Länder gewöhnlichen Humanität behandelt und gut genährt. Nur die ganz unverbesserlichen und verstockten sind zu harter Arbeit gemüßigt, und eine häufig zu hörende Bemerkung ist wohl nicht immer unbegründet, daß Mancher die im Zuchthaus verlebten Tage unter seine besten zähle, und zum Zweiten- und Drittenmale nur darum stehle, um jene zu erneuern. Dem Tadler aber rufe ich zu:

Nenne ein Land mir nicht glücklich, bevor du sein Strafbuch geprüft hast,
Und seine Kerker beschaut; — zweifle, wenn Menschlichkeit fehlt.

CCXXV. Die Schädelpyramide zu Jerbi in Nordafrika.

Schrecken ergreift dich beim Anblick des Fluthen-umgürteten Denkmals?
Freilich! wir hüllen's in Nacht; Rohheit, sie stellt es an's Licht.

Aber die Sache bleibt darum doch die nämliche! Unsere Kriege wären nicht schrecklicher, wenn man auf den Schlachtfeldern der Erschlagenen, statt sie Zehntausendweise in Gruben aufzuschichten und zu verscharren, — eine

Aussaat für die Knochenmehl- und Runkelzuckerfabrikanten, — solche Schädelpyramiden aufrichtete. Dies würde unser Gefühl vielleicht weniger beleidigen, als jenes, abgesehen davon, daß dergleichen Denkmäler, gälten sie z. B. Siegen und Kämpfen für den Erwerb, oder die Erhaltung großer Nationalgüter, für Unabhängigkeit und Freiheit, ganz andere Wirkungen hervorbringen würden, als Monumente aus Erz und Stein, mit Symbolen und Inschriften, die Künstler erfinden und Gelehrte machen, aber das Volk nicht versteht. —

Die Veranlassung zu dem abgebildeten Schauergegenstand war eine That von großem, geschichtlichen Interesse. Spanien machte nämlich im Jahre 1561 den erneuerten Versuch, in Nordafrika festen Fuß zu fassen und die Barbareskenstaaten umzustürzen. Es schickte ein mächtiges Heer und eine zahlreiche Flotte dahin, und Tripolis sollte die erste Eroberung seyn. Aber die Mauren schlugen das Christenheer in offener Feldschlacht, und zwangen es, sein Heil auf der Flotte zu suchen. Rachsüchtig landeten nun die Spanier auf der nahen Insel Jerbi, sengten und brennten, raubten und mordeten, und überließen sich den größten Ausschweifungen. Verzweiflung gab der unglücklichen Bevölkerung die Kraft und den Muth von Heroen. In der dunkeln, nur von dem Brande ihrer Dörfer und Wohnungen erleuchteten Nacht, rotteten sich die dem Gemetzel entronnenen Männer in einem Gehölze zusammen und schwuren bei Gott und dem Propheten, Rache zu üben an ihren Feinden bis zum Tode. Dann brachen sie los auf die zucht- und ordnungslosen, mit Plündern und Verwüsten beschäftigten Haufen der Spanier, und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Panischer Schrecken ergriff die Feinde, — sie glaubten an einen nächtlichen Ueberfall der Tripolitaner. — Alles floh nach den Schiffen: aber bei dem Gedränge ertranken Viele von Denen, die das Racheschwerdt nicht erreichte. Als die Tripolitaner von diesen Vorgängen Kunde erhielten, jagte ihre Flotte der spanischen nach und vollendete das Werk der Zerstörung. Von der ganzen, mehre hundert Segel starken christlichen Flotte entkamen nur fünf kleine Schiffe, um die Trauernachricht in die Heimath zu tragen. Dreizehntausend Spanier lagen erschlagen an Jerbi's Küste und Allah, dem Retter zu Ehren, der den Armen der Insulaner Wunderkraft verliehen hatte, errichteten die Sieger aus den Schädeln der Feinde dies schauerliche Denkmal. —

Stadt
Bücherei
Elbing

DIE FERDINAND'S-BRÜCKE in WIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCXXVI. Wien; die Ferdinandsbrücke.

Auf der Dampfbootfahrt von Regensburg bis in die Nähe von Wien trägt die Donau, wenig Stellen ausgenommen, den Charakter des feierlichen Ernstes. Bald wälzt sich der Strom tobend durch ein düsteres Felsenthal; bald rauscht er zwischen Höhen, zwischen dichtbewaldeten Bergen dahin, an deren Abhängen Dörfer und Flecken sich ausbreiten, und von deren Gipfel alte Burgen und Trümmer, oder prächtige Schlösser und Abteien, wohlerhalten, herabschauen. Fast immer sind die Ufer malerisch; aber frei wird die Landschaft nur an wenigen Punkten, und noch seltner ergötzt eine weite Aussicht. Erst bei dem Städtchen Mautern, 2 Posten von Wien, verläßt die Donau die Gebirgsgegend ganz und tritt in die Ebene hinaus. Von da bis zur ungarischen Grenze fließt sie zwischen Inseln, sogenannten Auen, die sich auf der klaren, ausgebreiteten Wasserfläche zu wiegen scheinen. Gleichsam wie im Triumphe zieht der majestätische Strom durch das gesegnete Flachland. Das erste ferne Zeichen von der Nähe der Hauptstadt ist eine ungeheure Dunstwolke, welche sich über Wien ausbreitet, und die gemeinlich nichts weiter sehen läßt, als den Thurm St. Stephans. Wie ein Obelisk scheint dieser auf ihr zu ruhen, und stolz trägt er den Reichsadler, wie ein König seine Krone, auf dem erhabenen Haupte. Die meisten der Reisegesellschaft sehen in ihm, wie sich das von selbst versteht, nichts, als das willkommene und erfreuliche Zeichen vom Ziele ihrer Reise. Nur Einzelne lassen muthmaßen, daß der Anblick eine tiefere Bedeutung für sie habe und mächtige Empfindungen ihre Brust erschüttern. Man sieht's ihnen an, daß sie einsam sich fühlen in dem lauten, gesprächigen, fröhlichen Kreise, sie schleichen sich weg aus der Menge, und auf die Ballustraden gestützt, oder an die Masten gelehnt, den Blick unverwandt auf den Stephansriesen geheftet, geben sie zu erkennen, daß sie etwas anderes beschäftige, als der Vorgeschmack der Freuden und Genüsse der nahen Hauptstadt. Diesen, den Menschen voll ewig unbefriedigter Wünsche und nie zu stillender Sehnsucht, wird freilich die ernste Betrachtung überall hin folgen, sie mögen an der Wolga wandern, oder am Ganges, an der Donau, oder in den Anden.

Wien — Oesterreich — Stabilität — Monarchie, und alle Gegensätze dieser Begriffe treten wie ein Heer vor ihre Seele; der Name: Wien hat wie ein elektrischer Schlag sie geweckt. Mir geht es nicht anders. Denke ich an Wien, so denke ich es unwillkürlich als den Ort, wo die Monarchie in ihrem blendendsten Glanze strahlt, wo die Autorität als eine That-

sache auf dem Throne sitzt, ruhend auf sich selber, wie ein religiöser Glaube, nach dessem Ursprunge man mit meisternder Grübelei nicht fragen, sondern den man nehmen soll, wie er sich gibt und findet. Dort soll man nicht erörtern, ob die Macht von Gott gekommen, oder ob sie als Grundherrlichkeit erwachsen sey aus dem Boden. Genug, sie ist da, so legitim wie faktisch in ihrer Erscheinung, und unbestritten ging sie durch viele Jahrhunderte. Ihr Sollen zwingt durch seine moralische Nöthigung dort so vollkommen, wie das Müssen durch die physische. Eben so treu als blind, eben so gedankenlos als gern, unterwirft sich ein starkes Volk gleichsam im Naturinstinkt des Gehorsams. Es sieht im Kaiser nicht blos seinen Schirmherrn, der es gegen jegliche Gewalt und Ungebühr schützt; es sieht in ihm die Ursache von Allem, was im Staate gewirkt wird; es erkennt in ihm die Mutter der Macht, von der alle abgeleitete ein Ausfluß ist. Mithin anerkennt es auch im Kaiser die gesetzgebende Gewalt, die allein, ohne Hemmung durch den Einspruch der Untergebenen, alle Gesetze gründet. Bei solchen Präpositionen wird Alles Gewißheit, ist Nichts in Frage gestellt. Von Gottes Gnaden angeordnet, sieht der Kaiser nur Gott über sich und keine andere Schranke für seine Macht, als die Gesetze der Naturnothwendigkeit und das innere Pflichtgebot. Kein Untergeordnetes aber kann seine abgeleitete Autorität gegen ihre Quelle richten, keine sogenannte Volksvertretung im Antagonismus der Kräfte der Majestät eine Gränze zu setzen wagen.

Erhaben über alle Erörterung, der Diskussion unerreichbar, hat Oestreichs Regierung keinen Anlaß, um die Gunst der öffentlichen Meinung zu buhlen. In ihren Augen ist diese ein wesenloses Gespenst, das jeden Tag Formen und Farben wechselt, und der Geist der Zeit ein rabulistischer Geist des Widerspruchs, den sie niederhält entweder mit Gewalt, oder ihn straft mit Verachtung. Die Löwenzahn-Aussaat der Revolution ist dort noch ungeschehen. Constitution ist noch ein fremdes Wort; nach österreichischer Definition ist's ein Bettlermantel, ein Erbe des Sanskülottismus zur Verunstaltung der Throne, gut, um den Aufruhr zu umhüllen und tumultarische Thätigkeit in das Gewand der Gesetzlichkeit zu kleiden. — In Oesterreich allein tritt der Begriff der Monarchie noch rein als wirkliche Erscheinung auf, und nicht zu läugnen ist es, im Vergleich zu unsern constitutionellen verliert sie nicht an ihrem Glanze. Das Bestreben der obersten Macht, alles Niedere um sich her in Friede, Liebe und Eintracht zu einigen, ist nicht zu verkennen, und wenn die patriarchalische Idee, daß in einem vollkommenen Staate alle Glieder, im Verbande mit ihrem, nur Gott verantwortlichen, Haupte ein ewig heiteres Reich des stillen Gottesfriedens bilden sollen, wo überall Wohlwollen ohne Selbstsucht herrscht, das strenge Recht zur liebreichen Schonung genöthigt erscheint, freiwilliger, gläubiger, ehrfurchtsvoller Gehorsam dem Machtgebote entgegenkommt, und ein Band der Gemeinschaft das Ganze also in Eintracht umschlingt, daß Alle sich wechselseitig schützen, beleben und glücklich machen, in der absolutistisch monarchischen Form zu unserer Zeit noch etwas Verführerisches haben könnte, so wäre es vielleicht durch ihre Erscheinung in Oesterreich. —

Wer seinen Abscheu vor dem Despotismus aller Art und Form jederzeit bekannte, den Kampf mit demselben nie aufgegeben hat, und sich der Unfähigkeit bewußt ist, jemals in seiner Ueberzeugung zu wanken, wird nie zaudern, gerecht zu seyn, aus Furcht, mißverstanden zu werden. Unbedenklich lege ich das offene Bekenntniß ab, daß ich mit Achtung ein Volk betrachte, dem Religion, Kaiser, Vaterland, und historische Erinnerung Perlen auf dem Hausaltare sind, seine Stammgüter, sein Nationalheiligthum. Diesen Gütern, für deren Erhaltung es so heiß gekämpft, ist in gleichem Maße seine Liebe zugewendet; es hat sie mit allen ihren Kräften in's Herz geschlossen. Es hängt mit Stolz an ihrer Vergangenheit, mit Treue an ihrer Gegenwart; und im ruhigen Genusse ihrer Früchte fühlt es sich wohl und glücklich. So sehen wir Oesterreichs Volksleben wie ein Familienleben sich entwickeln, gedeihen in ruhiger Häuslichkeit und durch ein stilles, genußreiches Vegetiren im Sonnenscheine langer Friedenszeit, allen Störungen der unruhigen, geistigen Triebe, allen Tumulten der Partheiungen und aller Härte der absoluten Gewalt entzogen. Im Besitze eines gesegneten Bodens, wächst ihm sein ganzer Bedarf und alle Formen seines Bestandes gewissermaßen von selbst, von innen zu. Aeußere Veranlassung fehlt Oesterreich ganz, neue Formen auszusinnen und sie, wie Pfropfreiser, seinem Lebensbaume aufzusetzen, damit der Säfte Trieb aufzufangen und an edleren Aesten edlere Früchte zu erzielen. — „Ich befinde mich wohl und zufrieden," sagt der Oesterreicher; „warum sollte ich es anders machen wollen, und anders wünschen?"

Welcher meiner Leser weiß die rechte Antwort? welcher wagt sie auszusprechen?

Die örtliche Beschreibung Wiens wird zweckmäßiger eine allgemeine Ansicht der Residenz begleiten, welche in diesem Werke später erscheint. — Ueber die Donau, welche sich bei Nußdorf, eine Stunde von Wien, in mehre Arme theilt, von welchen der Hauptarm der Stadt in halbstündiger Entfernung vorüberströmt, ein kleinerer aber die Metropole fast mitten durchfließt, führen mehre schöne, größtentheils neu entstandene Brücken. Bei weitem die prächtigste ist die Ferdinandsbrücke, ein Meisterstück der Wasserbaukunst, 1819 aus weiß-grauen Quadern errichtet. Sie ruht auf Rosten mit Landjochen und einem gewaltigen Mittelpfeiler, dessen Massivität mit der Leichtigkeit und Kühnheit der Bogenspannung auf das Angenehmste contrastirt. Diese Brücke unterhält die Kommunikation der sogenannten Leopoldstadt mit der Altstadt. Ihr Bau kostete 2 Jahre und mehr als eine halbe Million Gulden.

CCXXVII. Die Gleichen in Thüringen.

Jede Zeit erhielt von der ewigen Weisheit ungefähr das gleiche Maß von bildenden Kräften zur Ausstattung. Nur in der Anwendung derselben sind die Zeiten verschieden. Während die Gegenwart sie auf dem breiten, empirischen Grunde des Nützlichen praktisch entwickelt, räumt sie doch willig der Vergangenheit in allem Höheren, Idealen den Vorzug ein.

Jede Thätigkeit erkennt man am sichersten an ihren Früchten. Wenn dieß wahr ist, dann wird die Geschichte leicht belehren, welche Fülle das Mittelalter und zwar zu allermeist in Deutschland hervorgetrieben. Dreist darf es sich mit der Neuzeit messen, sowohl nach ihren äußern Formen, als nach ihren geistigen. Unsern Kanälen, Brücken, Viadukten, Eisenbahnen hält sie siegreich ihre Münster, ihre Kaiserburgen, ihre Fürsten- und Ritterschlösser, ihre Abteien entgegen; in der Kunst stellt sie unserem Cornelius, unserem Overbeck und Thorwaldsen, in ihrem Van Eyck, Dürer und Peter Vischer mehr als ebenbürtige Namen entgegen, und in Bezug auf Staatsentwickelung und Gesetzgebung unsern Verfassungen ihre Institutionen, deren tiefer Sinn schon die oberflächlichste Betrachtung entdeckt und die tiefste nicht ergründet, in denen Alles harmonisch zusammenstimmend in einen schnellkräftigen, gesunden, blühenden Staatskörper sich vereinigt. Selbst bei den Wettkämpfen der Philosophen, der Gottesgelehrten und Scholastiker, unähnlich den Federkriegen der Neuzeit, sehen wir eine lebendige Gymnastik, die im Innersten erfreut. Sie wurden, gleich den Uebungen der körperlichen Kraft und Gewandtheit in den Ritterspielen, gehalten vor den Augen der theilnehmenden Nation; es waren wahre Turniere, in welchen die Geister eine Gewandtheit und Schärfe erlangten, an die wir nicht von ferne mehr reichen. Bei aller Bereitwilligkeit zur Anerkennung des Guten in der Gegenwart und ihrer unendlichen Vorzüge in Betreff der praktischen Anwendung ihrer bildenden Fähigkeiten ist doch durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß das Mittelalter in seinem ganzen Thun und Wesen eine Tüchtigkeit, Lebendigkeit und Innigkeit entwickelt, von der uns kaum ein Begriff mehr übrig ist.

Auch ihr, ihr traulichen Ueberreste verhallter Jahrhunderte, die ihr Thüringens schönste Fluren, gleich halbversunkenen Grabsteinen einen blühenden Friedhof, überragt, zeugt rühmlich von deutscher Vorzeit. Wehmüthig betrachte ich euch im Bilde; denn ich gedenke eurer als das Lieblingsziel meiner einsamen Wanderungen, als den Ort, wo ich, als Knabe, schöne Lebensträume geträumt. Wie oft saß ich auf den erkletterten Zinnen eurer grauen Warten, des Untergangs der Sonne zu harren, den trunknen Blick in ihr Feuermeer zu tauchen, oder ihn schweifen zu lassen über die vergoldeten Fluren und schimmernden Wälder! Wie oft, wenn ich in diesen Ruinen wandelte, zog die Sage

P. Prunger del. H. Pathuis sc.

GLEICHEN UND MÜHLBERG

im Thüringen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt Bücherei Elbing

mich in ihren magischen Kreis und gingen die Geister und Thaten Aller, die ihre Ruhestätte hier gefunden, vorüber an meiner Seele! Ach! wie erschienen doch damals dem schwermüthigen Knaben das Leben und die Zukunft so überschwänglich reich; denn er betrachtete beide im Spiegel der Vergangenheit und im bunten Farbenscheine der Poesie und Legende. Das waren freilich Vorstellungen, die keine spätere Wirklichkeit ausfüllen konnte, und neben welchen das reichste Leben wie ein Bettler einhergeht. —

Die „drei Gleichen," wie der Thüringer die Schlösser Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg gewöhnlich nennt, liegen in der Mitte eines von den Städten Gotha, Arnstadt und Erfurt eingeschlossenen Dreiecks, zwei bis drei Stunden von ihnen entfernt. Sie krönen Bergkegel, die aus einer fruchtbaren, fast ebenen Landschaft sich emporheben. Nur die beiden ersten fallen in den Rahmen unsers Bildchens; die Wachsenburg werden wir noch in einer besondern Darstellung zeigen.

Mühlberg ist die älteste der Ruinen. Das niedrige Gemäuer sieht, wegen eines runden, 70 Fuß hohen Thurmes von riesenhaftem Verhältnisse, von ferne aus, als trüge es eine Krone auf dem Haupte. Außer jenem Thurme ist nichts mehr erhalten; wer aber die Mühe und Gefahr nicht scheut, diesen zu erklettern, den erfreut eine wunderschöne Aussicht. Südwärts dehnt sich das Panorama des Thüringer Waldgebirges, auf dessen Kamm wohl hundert benamte Berge zu unterscheiden sind, vor dem Beschauenden in einem Halbkreise aus, dessen Spitzen bei zwanzig Stunden aus einander stehen. Im äußersten Westen thront die Wiege des Thüringer Volksthums, die ehrwürdige Wartburg; im Osten macht der Ettersberg bei Weimar die Grenze; im Norden dehnt die Aussicht bis zum Harze sich hin, und die Brockenspitze ist, trotz einer dreißigstündigen Entfernung, bei heiterm Himmel mit bewaffnetem Auge deutlich zu erkennen. Die malerischen Trümmer der Schwesterburg Gleichen winken so nahe herüber, daß man vermeinen möchte, sie mit einem Steinwurf zu erreichen. Die Städte Arnstadt und Erfurt prangen mit ihren Thürmen, Gotha mit seinem herrlichen Fürstenschlosse, daneben, auf kahlem Kalkfelsen, die Sternwarte Seeberg, und unzählige Dörfer und Flecken liegen gebettet in reichen Fluren, oder recken ihre schlanken Thurmspitzen über vorliegende Höhen, oder aus tiefer liegenden Gründen. — Im Vistenbuche Thüringens ist's eines der herrlichsten Blätter! —

Auf den ältesten Schicksalen der Burg und der Zeit ihrer Erbauung ruht undurchdringliches Dunkel. Sie gab einem in Thüringens Frühgeschichte glänzenden Grafengeschlechte den Namen, welches aber schon im dreizehnten Jahrhunderte erlosch. Als auflässiges Lehn fiel Mühlberg an das landgräfliche Haus zurück, und als auch dieses ausstarb, wechselte die Burg häufig ihre Besitzer. Ihre Zerstörung soll im 16. Jahrhundert durch Feuer geschehen seyn; ein Blitz, so heißt's, habe sie angezündet. Noch im vorigen Jahrhunderte waren die Ruinen viel bedeutender; ein zweiter viereckiger Thurm stand, höher als der runde, jetzt noch übrige. 1768 stürzte er während eines Sturmes ein, und die Bauern der Gegend holten die Quadern als Bausteine weg. Selbst zum Erfurter Festungsbau wurden während der Napoleon'schen Herrschaft viele 100 Fuhren Bausteine aus den Trümmern gebrochen,

und die meisten Ueberbleibsel verschwanden bis auf die Grundmauern. Nur aus der Menge der eingestürzten Kellergewölbe läßt sich noch auf den ehemaligen, sehr großen Umfang der Burg schließen; sie bedecken die ganze Bergkuppe und gähnen dem Wanderer zwischen Dorngestrüppe und Strauchwerk bei jedem Schritte entgegen.

Ein halbstündiger, recht angenehmer Weg führt von Mühlberg nach den romantischen Trümmern der Burg Gleichen, durch die Geschichte ihres Helden, die so viele Dichter begeisterte, weltberühmt. Noch streckt der in Stein gemeißelte Löwe über'm alten Burgthor aus Fliederbüschen und Himbeerranken seine verwitterte Pranke hervor, und ruft uns die von Musäus so anmuthig erzählte Legende, — das Ergötzen unserer Jugend, — in's Gedächtniß zurück. Ich will sie wieder erzählen; doch kürzer zusammen fassen. —

— Von Rom war ein Ruf ausgegangen zum neuen Zuge in's heilige Land, beizustehen den hartbedrängten Christen, und Kaiser Friedrich der Rothbart rief seine Vasallen herbei zur fernen Heerfahrt für die Ehre des alleinigen Gottes. Der Thüringer Landgraf Ludwig, sein treuer Lehnsmann, folgte willig dem kaiserlichen Gebot. Er befahl einen gemeinen Aufstand und nannte eine kurze Frist für die Grafen und Herren seines Landes, sich um ihn zu sammeln mit ihren Reisigen, und ihm zu folgen in's Lager des kaiserlichen Heeres. Viele aber suchten Vorwand, die Kriegsfahrt abzulehnen; nur wenige kamen — unter ihnen Graf Ernst von Gleichen, mit einer Schaar rüstiger Kämpen, Ritter wie Reisige. Dem jungen, kraftstrotzenden Grafen und seinem thatensüchtigen Geiste gelüstete nach Abenteuern unwiderstehlich, und weder Bitten, noch Thränen seiner liebreizenden Hausfrau, die ihm in 2 Jahren der glücklichsten Ehe 2 Kinder zur Welt geboren hatte, und ein drittes unter dem Herzen trug, konnten etwas über seinen Entschluß vermögen, mit dem Kaiser und den Fürsten zu ziehen und Gefahr und Ruhm mit ihnen zu theilen.

Der Landgraf sah nicht das Ziel seiner Fahrt. In Hidrunt, als er sich zur Ueberfahrt nach Palästina anschicken wollte, packte ihn ein böses Fieber, und da er merkte, daß er die Welt gesegnen sollte, berief er Grafen Ernst an sein Sterbebette und ernannte ihn, an seiner Statt, zum Anführer der Thüringer Schaar. Er nahm ihm einen Eid ab, nicht heimzukehren, als bis er in offenem Kampfe gegen die Ungläubigen dreimal siegend das Schwert gezogen. Graf Ernst ließ die Leiche seines Herrn einbalsamiren, verschloß sie in eine silberne Truhe und schickte sie der frommen Elisabeth zur Wartburg; darauf aber spudete er sich zur schleunigsten Abfahrt und gelangte mit seinem durch Seuchen sehr verringerten Häuflein auch glücklich nach Ptolemais, wo das Heer der hart bedrängten Christen lagerte.

Die Sarazenen waren Meister des Landes, und jenen nichts übrig, als einige feste Plätze. Das müßige Lagerleben ekelte jedoch den thatendurstigen Gleichen bald an; oft stahl er sich mit einigen gleich kühnen Genossen hinaus, um Abenteuer zu suchen. Einmal entfernte er sich, begleitet von einem einzigen Knappen, in der Abenddämmerung zu weit, kam, Irrlichter für Wachtfeuer ansehend, weit ab und verirrte sich so, daß er sich nicht

mehr zurecht zu finden wußte. Finstere Nacht brach herein. Ermüdet legten sie sich unter einen Baum zur Ruhe und schliefen ein. Pferdegetrappel weckte die Schläfer; und erschrocken sahen sie im Zwielicht des Morgens die Reiterschaaren der Sarazenen vor sich und hinter sich ziehen. Jeden Augenblick der Entdeckung gewärtig, und der Unmöglichkeit des Entkommens gewiß, empfahlen sie ihre Seele Gott und der heiligen Jungfrau, und faßten den Entschluß, ritterlich zu sterben. Aufsprangen sie, — aufschwangen sie sich zu Roß, und die nächste Sekunde fand sie schon mitten unter einem Haufen Sarazenen, Tod und Verderben um sich her verbreitend. Aber immer dichter und dichter schaarten sich um sie die Feinde: das verwundete Roß des Grafen strauchelte und warf seinen Reiter mit schwerem Fall zu Boden. Er wurde entwaffnet, mit ihm der treue Kurt. Zwar schenkten die Sarazenen den Tapfern das Leben unerbeten; schlugen sie aber in Ketten und schickten sie, als Trophäe, zu ihrem Herrn, dem furchtbaren Beherrscher Aegyptens. Graf Ernst wurde zu Cairo in einen Thurm gebracht und gefangen gehalten.

Gleichen's plötzliches, spurloses Verschwinden brachte Bestürzung unter die Christen, und die Thüringischen Ritter, denen das Lagerleben längst überdrüßig geworden, nahmen seinen vermeintlichen Tod zum schicklichen Vorwand für die Rückkehr; alle brachen auf und zogen heim. Die traurige Kunde von ihrem Gemahle stürzte die arme Gräfin in tiefen Kummer; doch eine geheime Stimme tröstete und sagte ihr immer, er sey noch am Leben. So stark wurde am Ende dieser Glaube, daß sie einen treuen Boten aussandte, ihren Ernst über Berg und Meer im fernen Morgenlande auszukundschaften. Der schwebte, wie ein Rabe aus der Arche über den Gewässern, hin und her, und ließ nichts von sich hören. Darauf sandte sie einen andern Boten aus; der kam nach vieljähriger Irrfahrt wieder; aber auch ohne den Oelzweig der Hoffnung. Dennoch beharrte das liebende Weib standhaft in ihrem Glauben, und einen dritten Apostel schickte sie, den Gemahl zu suchen. Der aber, träger Gemüthsart, hatte sich das Sprüchlein wohlgemerkt: „zum Laufen hilft nicht schnell seyn"; darum blieb er weislich am Thore stehen, durch welches zu damaliger Zeit alle Kreuzfahrer der Christenheit ein- und auszogen: er blieb in Venedig. Da hatte das Männlein gar bequem kundschaften und forschen.

Sieben lange Jahre hatte Graf Ernst, jedem Menschen, außer seinem Kerkermeister, unzugänglich, in seinem einsamen Thurm zu Groß-Cairo gesessen; als sich eines Tages plötzlich die Thüre seiner Zelle öffnete und ein hagerer Sarazene, mit einem Christensklaven im Gartengewand, eintrat. „Christenhund," rief er ihm zu, „folge mir; ich brauche für diesen Sklaven einen Gehülfen; du verstehst dich auf Gärtnerei, wie dieser sagt; du sollst mit ihm arbeiten!" — Jetzt faßte Ernst den Gärtnerburschen in's Auge; welche Freude! es war der treue Kurt. Er erkannte dessen Absicht; und als er den Kerker verließ, dankte er Gott, als wäre seine Befreiung schon geschehen.

Der Graf fand sich in seine neue, ungewohnte Beschäftigung bald, und er stieg in der Gunst seiner Obern allmählig so, daß er zum Aufseher der übrigen Gehülfen bestellt wurde. Die Tochter des Sultans, welche in Begleitung ihres Vaters zuweilen den Garten besuchte, warf ein heimlich Auge auf den schönen Christenmann, und allmählich entbrannte das Herz des Mädchens in unauslöschlicher Liebesglut; Allen ein Geheimniß, nur bald dem

Grafen und seinem treuen Kurt keins mehr. — Am Ende kam es zu einem Verständniß. Die schöne Melechsala versprach ihm, zur Flucht behülflich zu seyn, ihm über Land und Meer zur fernen Heimath zu folgen und den Christenglauben anzunehmen: — er ihr, sie zu freien als eheliches Gemahl, wenn wahr sey, was ihm eine Wahrsagerin betheuert hatte, daß seine treue Ottilie vor Gram und Kummer längst das Zeitliche gesegnet habe mit dem Ewigen. Die erfinderische Liebe fand auch Mittel, auszuführen, was sie kühn ersonnen hatte; die Flucht, die der unzertrennliche Kurt theilte, gelang. Glücklich kam Graf Ernst mit seiner schönen Prinzessin und ihrem Juwelenschmuck in Venedig an, und seht! der Erste, der ihnen entgegentrat, war — der Kundschafter Ottiliens. Von ihm erfuhr der Graf alles in der Heimath Geschehene: daß seine Ottilie noch am Leben und seiner harre in unzerstörbarer Treue, Hoffnung und Liebe! —

Was war zu thun? „wo Niemand Rath weiß, da weiß die Kirche einen," sagt das Sprüchwort; und so geschah es auch hier. — Der heilige Vater gab der Tochter des Sultans, als Angelika, die christliche Weihe, und nachdem die edle Ottilie großmüthig erklärte, Bett und Tisch mit der Erretterin ihres Ernst theilen zu wollen, und die Prinzessin die päbstlichen Skrupel durch reiche Spenden überwunden, — gab er auch jene merkwürdige Dispensationsbulle, die einem christlichen Ritter zwei legitime Gemahlinnen zugleich zusprach. So etwas ist nie wieder geschehen. —

Die Vermählung wurde in der Burgcapelle zu Gleichen mit aller erdenklichen Pracht damaliger Zeiten vollzogen. Ottilie, welche die Braut wie ihre Schwester empfangen hatte, machte die Hochzeitmutter, und das Schloß, wie man sich denken kann, war nicht groß genug, um alle die vornehmen Gäste zu fassen, welche gekommen waren, um die wunderschöne Sultanstochter und das größere Wunder eines dreischläfrigen christlichen Hochzeitbettes zu schauen.

Das Band der Liebe und Eintracht blieb ungelockert um das seltene Kleeblatt geschlungen, und lange Jahre grünte es freudig fort. Angelika welkte, kinderlos, zuerst dahin. Ihr folgte Ottilie, und der Gram löschte bald nach ihr auch ihrem Ernst das Licht des Daseyns. Was aber im Leben so wunderbar verbunden gewesen, blieb auch im Tode vereinigt. Sie ruhen alle drei in einem Grabe vor dem Gleichischen Altare in der St. Peterskirche zu Erfurt auf dem Berge, wo ihr Grabmal noch zu sehen ist, mit einem Steine bedeckt, auf dem die Ruhenden ausgehauen sind, nach dem Leben abgebildet. Zur Rechten Ottilie, Milde und Frömmigkeit im Ausdruck, in altdeutscher Ritterfrauentracht; zur Linken die schöne Sarazenin, die Königskrone auf dem schlanken Haupte; in der Mitte der Graf, auf seinem Wappenschilde mit dem Leopard-Löwen sich stützend. Jahrhunderte lang stand noch die alte dreischläfrige Sponde als Reliquie im nun verfallenen Schlosse, — und Mancher, dem die Eifersucht am Herzen nagte, schnitt sich heimlich davon einen Span, dem ein Volksglaube unfehlbare Heilkraft verlieh.

Stadt Bücherei Elbing

Ch. Dammerlang sculp.

DIE GANGES-QUELLE

im Indien.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCXXVIII. Die heilige Quelle des Ganges.

Ein Augur mag lachen, wenn er einen Augur sieht; aber die gläubige Menge muß die Orakelsprüche des Vogelflugs und der Eingeweide heiliger Opferthiere mit andächtigem Vertrauen empfangen.

„So ist's, so wird es seyn, so ist's von je gewesen:
In Rom, zu Schöppenstedt, im Lande der Chinesen."

Das Volk fährt übel dabei; und doch ist's ein mißlich Ding mit dem Reformiren. Wer alte Vorurtheile wegzuräumen, alten Mißbrauch abzustellen sucht, ist sicher, sich den Haß Derer zuzuziehen, welche von Vorurtheil und Mißbrauch Vortheil ziehen; aber sehr ungewiß, sich die Liebe Derer zu gewinnen, welchen er nützt. Die Menschen sind fast Alles, was sie sind, durch Gewohnheit. Die Macht derselben widersteht jeder andern, wird von keiner besiegt, bleibt aber gemeinlich Siegerin gegen alle. Vergeblich apellirt der Reformator an Vernunft, Religion, Moral und Gewissen. Er vergißt, daß Vernunft, Moral, Gewissen und Religion des Haufens selbst nichts anders sind, als — eine Gewohnheit! Ohne dieses Gängelband, an welchem man die Völker zu gehen gelehrt hat, stolpern sie anfänglich, straucheln sie, und thun sich wehe; kein Wunder, wenn sie dem Reformator thun, wie die Kinder der Mutter, welche nach derselben schlagen, wenn sie ihnen das Gängelband abnimmt.

Schon zwei Jahrhunderte hatten die Britten einen politischen und Handelsverkehr mit Indien unterhalten, und ihre Macht hatte sich allmählich bis zur unmittelbaren Herrschaft über 100 Millionen, ihr Einfluß auf die entferntesten Theile des ganzen Orients ausgedehnt. Die Ersetzung einer asiatischen durch eine europäische, einer mohamedanischen durch eine christliche Regierung hätte, in dem gewöhnlichen Gang der Dinge, den überwundenen Völkern schon längst die Vortheile einer höhern Cultur bringen müssen, wären nicht die Bemühungen der Eroberer, welche eine kleinliche Krämerpolitik inspirirte, zu jener Zeit geflissentlich darauf gerichtet gewesen, Alles im alten Zustande zu lassen und jeden Gedanken an eine Aenderung der bestehenden Ordnung auszuschließen. Zu diesem Endzwecke wurde der Verkehr zwischen Europäern und Eingebornen auf die möglichst engen Gränzen beschränkt.

Kein Europäer durfte sich im Lande niederlassen. Götzendienst und Aberglaube wurden von der Londoner Regierung nicht nur geschützt, sondern sogar befördert, und christliche Religionslehrer wurden strenger noch, als andere Klassen, am Aufenthalte in Indien gehindert. Dieses verwerfliche Regierungssystem einer Handvoll Kaufleute hat gedauert von dem Beginn der Eroberung Indiens an bis zur Umwandlung der Regierung selbst, bei Gelegenheit der Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie im Jahre 1813.

Der Gang der menschlichen Angelegenheiten steht niemals stille, und wenn Nationen nicht vorwärts schreiten, so müssen sie zurückgehen. Ausgeschlossen auf der einen Seite von allen gewohnten Bestrebungen nach Ruhm, Ehre, Macht und Rang, auf der andern von allen Vortheilen der Civilisation, brachte für die anglo-indischen Völker jene Periode der englischen Herrschaft nur Erniedrigung und Verschlechterung.

Endlich aber gewann der Geist der Humanität über den des Kasten- und Krämer-Egoismus im brittischen Parlament das Uebergewicht, und Reformen und Verbesserungen in dem gesellschaftlichen Zustande des unermeßlichen Weltreichs wurden die Tagesordnung. Auch für Indien ging der neue Stern auf. Der vortreffliche Hastings erhielt als Generalgouverneur die Mission, das große Werk der Reform in Indien zu beginnen. Jener Staatsmann begann mit einer Neugestaltung der Erziehung der Eingebornen. Unter seiner Verwaltung wurden 14,000 Schulen gegründet, Gymnasien und Universitäten errichtet, der Zwang der Presse ward gelüftet, den Eingebornen die Pfade zur Auszeichnung und Ehre geöffnet, und den Fortschritten in Indien ein allgemeiner und mächtiger Anstoß gegeben. Man lud die Europäer zur Ansiedelung ein, und diese trugen ihre Erfahrungen, ihre Bildung, ihre Kenntnisse in Industrie und Handel mitten unter die Eingebornen des Landes. Je zahlreicher jene wurden, je häufiger wurde Beider Verkehr, je mehr gewannen die Eingebornen Geschmack an europäischen Begriffen, Wissen, Sitten und Genüssen.

Während auf solche Art Beispiel und Umgang in den höhern Kreisen der indischen Bevölkerung eine Umwälzung hervorbrachten, wurde eine gleich große am entgegengesetzten Pol der Gesellschaft durch die christlichen Missionairs vorbereitet. Von ihnen wurden überall christliche Schulen gegründet, die Bücher des Christenglaubens in alle Idiome Indiens übertragen und zu vielen hundert tausend Exemplaren unter das Volk gebracht. Die Missionaire fingen an, Zeitungen in den Volkssprachen herauszugeben. Hastings selbst stellte sich an die Spitze einer „Indischen Schulbücher-Gesellschaft," und die Schleusen des Unterrichts im europäischen Wissen öffneten sich jeglicher Kaste. Die weibliche Hälfte der indischen Menschheit war bisher von allem Unterrichte ausgeschlossen gewesen. Hastings gründete Mädchenschulen in allen Städten Indiens; abermals ein unermeßlicher Impuls zur fortschreitenden Civilisation.

Die Priesterkaste, die Brahminen, seit Jahrtausenden gewohnt, über ein unwissendes und unterwürfiges Volk eine Herrschaft zu üben, absoluter als jene der römischen Kirchenfürsten in den finstersten Zeiten gewesen, sahen in jener Um-

wälzung ihren Untergang voraus. Sie erschöpften ihren Einfluß bei den Massen, die humanen Zwecke der Regierung zu verdächtigen und zu verunglimpfen, und schürten das Feuer der Zwietracht aller Orten, das häufig in offene Empörung ausbrach. Aber diese Reaktionen haben das Werk der Civilisation in Indien nicht gehindert. Unter der Verwaltung Lord Bentinck's wurde der indischen Presse faktische Freiheit gestattet. Sein Nachfolger machte diese Freiheit gesetzlich und legte dadurch im Namen des brittischen Gouvernements vor der Welt die Erklärung ab, daß sie das öffentliche Urtheil über ihre Bestrebungen nicht mehr zu fürchten brauche.

Es gibt für die Regierung eines eroberten Landes keine ehrendere Erklärung, als eine solche. Schlechtes Regiment und schlechte Justiz, das begreift Jeder, können mit der Oeffentlichkeit eben so wenig bestehen, als Finsterniß mit dem Lichte. Mit ihr ist's um alle Gemächlichkeit, Unfähigkeit und Schlechtigkeit der Regierenden auf die Dauer unausweichlich geschehen; denn die Publizität stellt die Aufsehenden unter Aufsicht, sie gibt dem Richtenden einen Richter, und kein Heiliger, der sich in der dunkeln Nische des Kabinets, oder der Kirche, verehren läßt, wird am hellen Tage der Publizität ein Heiliger bleiben, wenn er ein verächtlicher Sünder war.

Wodurch gelangte Europa aus dem Zustande verhältnißmäßiger Rohheit zu seiner jetzigen Bildung? Durch die Presse allein. Genußreicher Gedanke, daß dieser Hebel, mächtig selbst in Fesseln, frei aber mit Allmacht begabt, nun auch in Indien angesetzt ist, um Despotie und Aberglauben von ihren urältesten Thronen zu stürzen!

Die Zeit kann nicht fern seyn, wo der Reisende die Quellen des Jumna und Ganges besuchen, und den ewigen Gott in jenen grandiosen Naturscenen bewundern wird, ohne von heuchlerischen Brahminen angebettelt und von dem Anblick der Pilgerschaaren niedergebeugt zu werden, welche vom Aberglauben und Betrug aus den fernsten Gegenden Indiens mit Gefahr des Lebens hergetrieben werden, damit sie der Priester-Habsucht den Tribut entrichten. Schon werden ja die Züge der Betrogenen kleiner mit jedem Jahre, und der heiligen Faullenzer, die sie ernähren, immer weniger.

Die Quelle des Ganges, 13,000 Fuß über der Meeresfläche, wie sie von den Brahminen angenommen wird, rauscht, als ein mächtiger Bergstrom unter einem Gletscher hervor, der in ein tiefes Felsenbecken des Himalayah aus den Regionen des ewigen Schnees sich herabzieht. Rundum ist die Gegend eine menschenleere Wüste. Lebensgefährliche Stege über Abgründe, oder steile Bergwände hinan, hat der wißbegierige Reisende und der Andächtige zu wandern, welcher letztere mit jedem Schritte, den er am heiligen Strome thut, einen Anspruch mehr auf die ewigen Freuden des Himmels zu erlangen wähnt. Bei der vermeintlichen Quelle (denn die eigentliche ist über dem Gletscher in noch höhern Regionen!) steht eine kleine Pagode, in welcher die Priester den Pilgern ihren Segen verkaufen. Sie selbst wohnen in Felsenhöhlen, deren das zerklüftete Gestein eine Menge hat, und die Pilgerschaaren haben auch kein anderes Obdach. Viele, die nicht selbst wallfahrten mögen, schicken Diener, um das heilige Wasser in Gefäßen zu holen, welche die Brahminen, gegen Bezahlung, mit ihrem Siegel beglaubigen. — Ehedem

wurde der Ort jährlich von 15—20,000 Pilgern besucht, und Unglücksfälle, durch die Gefahren des Wegs, geschahen jährlich zu Hunderten. Seitdem die Engländer den Himalajah so häufig, wie die Berner Alpen, durchstreifen, sind auch die Pfade hieher sicherer und bequemer hergestellt worden; aber die Frequenz dieses berühmten Wallfahrtsortes hat sich gegen sonst um Neunzehntel vermindert, obschon die Brahminen fortfahren, seinen Besuch als das Gott wohlgefälligste Werk zu preisen.

CCXXIX. Die Cathedrale in Sevilla *).

In Cadix — so sagt das spanische Sprichwort — wohnt das Vergnügen, in Sevilla die Religion. Nicht die Religion, die im Herzen stille Feste feiert, und die den großen Gott durch anspruchlose Tugend ehrt; sondern ihre prahlende After-Schwester in Uniform und Purpur. Mönchskutte und Nonnengewand begegnen zwar jetzt nicht, wie früher, bei jedem Schritte in Sevilla; aber die durch Jahrhunderte genährte Volkslust an religiösen Schaugepränge und Prozessionen hat das Dekret der Cortes, welches die Klöster aufhob, noch nicht gemindert. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend rufen ununterbrochen die Glocken zu den unzähligen Kirchen, und wenn das betäubte Ohr die Ruhe sucht, mahnt dich das sonore Geläute der Cathedrale zum mitternächtlichen Gebete, oder Trompetenton und Fackelleuchten schreckt dich aus dem ersten, sanften Schlafe und an's Fenster. Was ist's anders, als eine neue Variation des alten Thema's? Lange Reihen von auf hohen Stäben getragenen Wachskerzen schweben vorüber und leuchten einem unabsehbaren Zuge. Voran die glitzernde Fahne von Goldbrokat, Meßner in den weißen Gewändern, mit den kostbaren Gefäßen voll Weihrauch; andere mit silbernen Lampen; dann ein Märtyrerbild, oder eine heilige Jungfrau, im Staatsgewande und strahlend von Gold und Edelsteinen, thronend auf hohem Gerüste, das unsichtbare Träger verbirgt. Weiß gekleidete Kinderschaaren streuen Blumen, und Colonnen verschleierter Mädchen und Frauen folgen und singen Hymnen. An sie reihen sich die männlichen Choristen, und eine lärmende, betäubende Janitscharen-Musik macht den profanen Beschluß.

Für dergleichen religiöses Gepränge, wodurch sich Sevilla noch immer vor allen andern Orten Spaniens

*) Vergl. die eine allg. Ansicht von Sevilla begleitende Beschreibung im IV. Bd. S. 85.

SEVILLA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt Bücherei Elbing

auszeichnet, ist der Centralpunkt die Cathedrale: — jenes mit 14 Thürmen geschmückte Gebäude, dessen breite Fronte den Hintergrund unsers Bildes ausfüllt.

Keine Kirche in der Welt, versichert der jüngste und geistreichste Beschreiber Spaniens*), weder St. Peter zu Rom, noch der Dom zu Mailand, oder Strasburg, haben den religiösen Eindruck auf mich gemacht, den ich beim Eintritt in diese, kaum von einem geheimnißvollen Halblicht erleuchtete Wohnung des Höchsten fühlte. Hier ist Alles einfach, schicklich, würdig; keine Vergoldungen, keine erdrückende Masse von Verzierungen nach spanischer Weise: schlanke, zierliche Säulen von grauem Gesteine tragen die Bogen, die sich hoch über dir zu Riesengewölben verbinden. Die Bearbeitung des Gesteins zeugt von der höchsten Vollendung, und die Entbehrung des Schmucks, der sie nur verdecken würde, thut wohl. Der Boden ist ausgelegt mit Marmor, und im bunten Reflex der gemahlten Fensterscheiben erglänzend, macht er zu der Einfachheit der Wände einen gefälligen Contrast. Zwischen jedem Bogen glänzen Kapellen und blinken, mit goldenen und silbernen Leuchtern und Gefäßen besetzte Altäre. Es lesen stets mehre Priester zugleich hier Messe; der ungeheure Raum gestattet ihnen dieß, ohne sich einander zu stören; selbst die Töne der Orgel füllen ihn nicht aus, und die Stimmen der wenigen hundert Gläubigen, welche den Messen beiwohnen, verhallen so sehr, daß, ist man an einem andern Ende der Kirche, man sich allein glauben kann.

Nur die Zeit der Siesta, von Mittag bis 2 Uhr, feiert auch der Priester und die Kirche ist dann leer bis auf den hütenden Sakristan. Dann ist's die rechte Zeit sie zu besuchen für Den, der ihren Eindruck ungestört in sich aufnehmen und genießen will. Schweigen erfüllt den Tempel; — das Schweigen der Majestät. Man weiß sich allein, und das wahre religiöse Gefühl wird wach, das bei prunk- und geräuschvollen Ceremonien erstirbt. Dann magst du von Kapelle zu Kapelle und von Altar zu Altar schleichen, und vor jedem im Kerzenlichte scheinenden Heiligenbilde, oder Reliquienschrein, beten, so fromm und Gott so wohlgefällig, als vor ihm selbst im stillen Kämmerchen, oder unter dem freien Himmelszelte, auf den Höhen der Berge, oder in sternheller Nacht.

Ich würde nicht enden, wenn ich alle Wunder beschreiben wollte, welche diese Kirche in sich schließt. — Für das Studium der maurischen Architektur — (sie war früher eine Moschee und ihre Errichtung im 9. Jahrhundert fällt in die Blüthenzeit der maurischen Kunst) — ist sie, wegen der sorgfältigen und unentstellten Erhaltung ihrer meisten Theile, von großer Wichtigkeit. Als ein wahres Kleinod von Schönheit und Zierlichkeit ist der Kapitelsaal berühmt, dessen Oval, voll Anmuth und Originalität, mit der unschätzbaren Sammlung von zwanzig Murillo'schen Bildern geschmückt ist. Die Vorhalle mit den Grabmälern vieler spanischen Könige und Helden, die Holzschnitzereien am Thore, eine nicht anzugebende Zahl von herrlichen Skulpturen in Gold, Silber und Stein in den Kapellen und an den Altären, die Menge der Gemälde von den trefflichsten spanischen Meistern, machen diese

*) St. Hilaire in der Revue de Paris.

Cathedrale zu einem Museum, dem alle Künste ihren Tribut dargebracht haben. Nach Art der maurischen Moscheen ist der Haupteingang mit einem Hofe umgeben, um welchen Springbrunnen unter Orangenbäumen plätschern. Eine Art Porta triumphalis führt in diesen Vorhof, und sie, ein tausendjähriges Werk, ist noch so vollkommen erhalten, als wäre sie vor einem Jahrhundert erbaut. Sie heißt die Pforte der Vergebung. Durch sie gingen die maurischen Könige, wenn sie die Moschee besuchten.

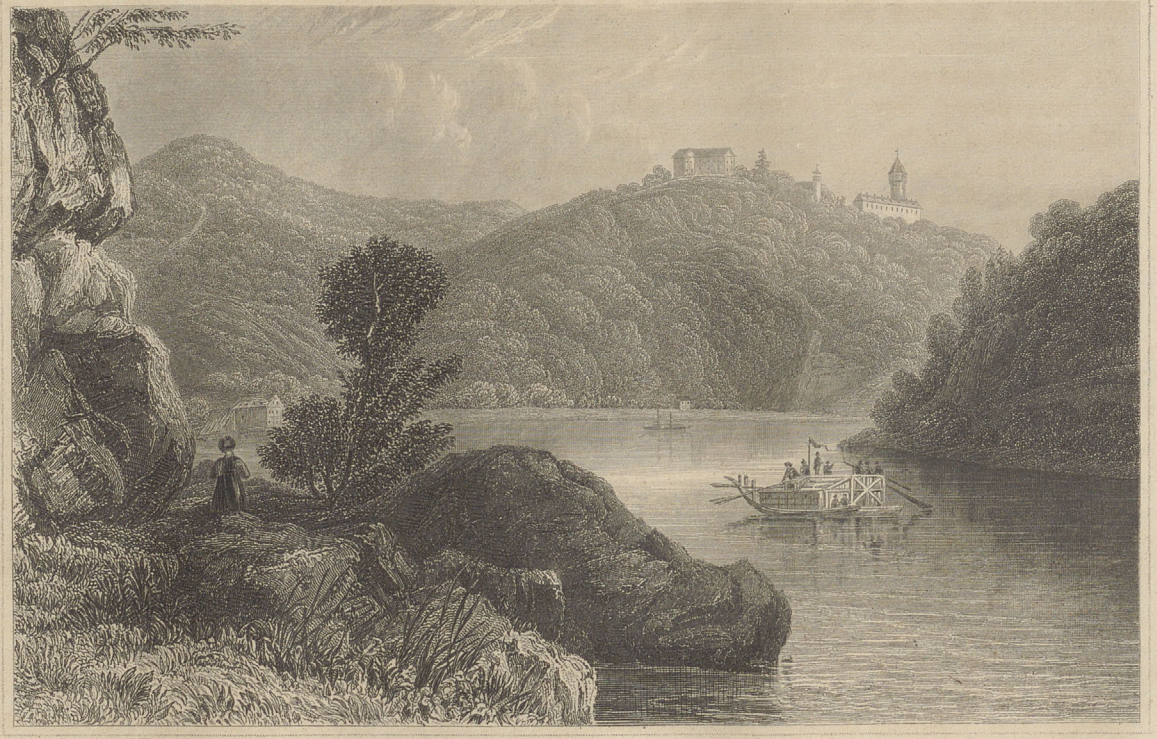
Aber der schönste Schmuck der Cathedrale ist der 400 Fuß hohe maurische Glockenthurm, der unter dem Namen der Giralda als der höchste und schönste in ganz Spanien berühmt ist.

Die Aussicht von der Höhe der Giralda ist unermeßlich, und kein Fremder kommt nach Sevilla, ohne ihn zu ersteigen und jene zu genießen.

CCXXX. Schloss Neuhaus bei Passau.

—„*) In Passau miethete ich einen Nachen, um dem Dampfschiffe, das erst den andern Morgen abfuhr, eine Strecke vorauszueilen, und die herrlichen Ufer mit mehr Muße und Genuß zu betrachten. Unbeschreiblich groß ist die Ansicht am Vereinigungspunkt der Ilz und des Inn, beides mächtige Ströme, welche die mütterliche Donau von entgegengesetzten Seiten fast zugleich umarmt. Oberhaus, die hochragende Passauer Veste, krönt die Landschaft. Wehmüthig winkte ich stille Grüße den Freunden hinauf und erflehte vom König der Könige das baldige Kommen einer ersehnten Stunde! Schlug sie ja doch im Nachbarlande kürzlich Vielen so ungeahnet, dachte ich, und — wenigstens für den Augenblick — verwandelte sich der heiße Wunsch in den tröstenden Glauben. — — Vor Engelhardtszell verläßt man Bayerns Gebiet. Den österreichischen Doppeladler grüßte ich heute in brünstiger und gerührter Stimmung. Mir war's wirklich, als sähe er so menschlich und gütig aus neben dem Zähringer Löwen! — — In Engelhardtszell ließ ich meinen Paß zum Visiren und meinen Mantelsack zum Verzollen, und ging inzwischen in die Kirche, welche sehenswerthe Gemälde schmücken. — Von hier aus entfaltet sich die Landschaft mit immer größern Reizen; die Schlösser und Burgen Ranariedl, Mosbach, Waldkirchen und Hayenstein blicken, bald rechts, bald links, von Felsen und bewaldeten Höhen in den Strom hinab; am herrlichsten aber macht sich Neuhaus, der

*) Fragment aus einem Briefe.



SCHLOSS NEUHAUS an der DONAU

in Ober-Oesterreich.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger.

Stadt
Bücherei
Elbing

Stadt Bücherei Elbing

J. Poppel direx.

BELGRAD

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

mächtige, wohlerhaltene Rittersitz. Nie vergesse ich den Anblick! Schon dämmerte der Abend in dem tiefen Stromthale, als bei einer Wendung des Nachens ganz plötzlich mein Auge durch eine Oeffnung der Berge auf die hohe Veste fiel. Breit warf die Sonne vom Abendhimmel ihren Abglanz auf sie, und aus allen Fenstern fuhren goldne Flammen." — —

CCXXXI. Belgrad in Servien.

— Während du noch schaust, führt dich mein Zauberstab auf den Hügel hinter Semlin, an dessen Abhang die Promenade sich hinzieht. Zu deinen Füßen liegen die Häuser der österreichischen Stadt, symmetrisch gruppirt, auf plattem Ufer; der majestätische Fluß, auf dessen grünen Wogen schwere Barken und hochmastige Schiffe schwimmen, dehnt mit seiner ungeheuern, durch die Vereinigung mit der Drau vermehrten Wassermasse bis zum Horizont sich aus, und jenseits, auf hohem Felsenborde zeige ich dir Belgrad, mit seinen Minarets und seiner festen Burg, von deren Zinnen der Halbmond schimmert. Da stehst du auf dem Grenzsteine des Abendlandes und vor der Pforte des Ostens! Die hölzernen, etagenweise hinter einander emporsteigenden Häuser von fremdartiger Form und mit den grünen Jalousien, die in der Sonne glänzenden Kuppeln der Bäder und Moscheen, die gruppenweise emporsteigenden, zierlichen, schlanken Säulengestalten der Minarets, führen dich in eine neue, fremde Welt, und träumerische Vorstellungen von ihrem Leben und ihrer Lust umtanzen deine Phantasie, wie Elfen und Sylphen. Ungeduldig eilst du hinab — ein Nachen mit beturbanten, langbärtigen Ruderern nimmt dich auf, und eine halbe Stunde später befindest du dich auf türkischem Gebiete und in den Straßen von Belgrad.

Du bist da und — enttäuscht: denn im Gassenkothe hat das Träumen bald ein Ende. Belgrad bezaubert, wie alle Städte des Orients, nur in der Ferne. In der Nähe betrachtet wird es um so widerlicher, je freigebiger die Phantasie ihm Schönheiten andichtete, welche die Wirklichkeit in keiner Beziehung zeigt. Die Häuser sind elend, verfallen, von der schlechtesten Bauart; die Gassen dampfen von Misthaufen und unerträglichem Gestank; eng sind sie, winklich und verworren; die Paläste stecken eingeschlossen in finstern Mauern; Läden und Bazars sind, in Vergleich zu den splendiden Waarengewölben christlicher Großstädte, dürftig, ja arm, sowohl in Auswahl, als Kostbarkeit der Güter; kaum die Gegenstände der ersten rohen Bedürfnisse an Kleidung und Zierrath sind in Menge vorhanden; Gegenstände des Luxus aber bestehen fast nur aus dem Ladenhüter des Westen. Blos Waffen, viel,

mannichfaltig und köstlich, den kriegerischen Charakter des Volks, der den Gesichtern aller Servier unverkennbar eingeprägt ist, verrathend, sind in Menge zu haben. Die berühmten Festungswerke sogar verfallen; streckenweise bilden sie wahre Ruinen, welche die Stadt mehr beengen und verpesten, statt sie zu schützen. So zeigt sich deinem entschleierten Blicke die erste Stadt des Ostens. —

Dein Führer, gemeinlich ein alter Jude, bringt dich in dein Quartier. In der Wirthsstube kauern, in pferchähnlichen, durch Lattenwerk getrennten Abtheilungen beturbante Türken auf schmutzigen Polstern, oder Matten; der eine seinen Kaffee schlürfend und die Pfeife schmauchend, der andere Früchte essend, oder, seinem Nachbar zuhorchend, der, aufrecht stehend, in einer Hand die Pfeife und mit der andern gestikulirend, unbekümmert um dich und alle übrigen, Thaten oder Mährchen erzählt. Du versuchst es, dich in der Landessitte zu postiren, kauerst dich linkisch auf die Matte, und hältst bei den neben dir auf dem Boden servirten Melonen, denen Kaffee und Pfeife folgen, das unbequemste Mahl in deinem Leben. Ein Dolmetscher des Pascha erscheint: dir, dem wie auf Kohlen Sitzenden, ist er wie ein Erlöser. Es ist ein guter Osmanli nach altem Styl, mit silberbeschlagenen, ellenlangen Pistolen, Dolch und Yataghan im gestickten Gürtel. Er fragt dich über den Zweck deiner Reise und hört deine Antwort mit ernstem Schweigen, und wenn du ihm unverdächtig erscheinst, fragt er nicht weiter und geht von dannen. Nun erst erscheint der Wirth in eigner Person und weist dir ein abgesondertes Gemach im obern Theile des Hauses an. — Die besten türkischen Gasthäuser in Belgrad haben recht anständige Zimmer, geziert mit bemaltem, hölzernem Getäfel, oft mit altfränkischer Leistenvergoldung. Ein Divan mit Seegras, selten mit Haaren, aufgepolstert und mit großblumigem Zeug überzogen, nimmt fast die Hälfte des Bodens ein. Dieser Polster dient zugleich als Tisch und als Bett. Der Wirth entfernt sich und läßt einen Diener zurück, der sich mit dem Fremden oft in einem halben Dutzend Sprachen nothdürftig verständlich machen kann, und der beauftragt ist, dir bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt als Cicerone zu dienen.

Die „Lions" sind ein paar Moscheen, der Pallast des Pascha und die Citadelle; beide letztere sind nur auf Spezial-Erlaubniß des Commandanten zu besehen, welche aber ohne Schwierigkeit zu erlangen ist. Die Stadt selbst hat wenig große Privatgebäude, und diese sind hinter finsteres Gemäuer versteckt. Sie theilt sich in 4 Sectionen: in die Festung auf der Zinne des Felsens; die Wasserstadt, die den niedrigsten, schmalen Rand des Flußufers einnimmt, und die zwischen diesen beiden terrassenförmig über einander liegende Raizenstadt und Palanka. Keine Straße ist gepflastert, und die Spuren der Verwüstungen, welche sie in den häufigen Belagerungen erlitten, sind in den Schutthaufen und leeren Straßenräumen noch häufig sichtbar. Belgrad hat über 40 Belagerungen ausgehalten, und es hat die Herren mehrmals gewechselt. Prinz Eugen eroberte es und durch den Passowowitzer Frieden kam es 1718 an Oesterreich. 1739 eroberten es die Türken wieder. 1789 nahm es Laudon und 1791 kehrte es aus österreichischen Händen abermals in türkische zurück.

Als Czerny Georg das Panier der Freiheit in Servien aufpflanzte, wurde um den Besitz von Belgrad zwischen ihm und den türkischen Drängern lange mit Heldenmuth gestritten. 1806 wehte die servische Nationalfahne von den Wällen der Cidatelle. Seit der Pazifikation Serviens ist Belgrad von neuem der Sitz des türkischen Statthalters, der jedoch auf die Verwaltung des Landes, welche national und fast unabhängig ist, keinen Einfluß mehr hat.

Als eine der Hauptmerkwürdigkeiten Belgrad's zeigt man die Wohnung jenes Georg, der, ein anderer Paoli, das Geheimniß der Schwäche der türkischen Macht durch einen Jahre lang glücklichen Widerstand offenbarte und den Grund zur nationellen Entwickelung des servischen Volks gelegt hat.

Cara Yorghi, im Auslande gemeinlich der schwarze Georg genannt, war einer jener gewaltigen Männer, wie sie die Allmacht zuweilen unter das Menschengeschlecht treten zu lassen scheint, um ihre Zwecke auf eine raschere Weise zu erreichen. Er gehört zur Kategorie der Cromwells, der Bolivare, der Napoleone.

Servien war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in 4 kleine Paschaliks getheilt, in denen Druck und Erpressung seit Jahrhunderten sich erblich fortgepflanzt hatten. Im Jahre 1800 brachten Abgeordnete ihre Klagen vor den Thron des Sultans; dieser entsetzt die Paschas; letztere lehnen nun als Rebellen sich auf. Die Pforte schickte vergeblich ein kleines Heer, sie zu züchtigen. Es wurde geschlagen von den verbündeten Paschas und der Sultan überließ hierauf die Provinz ihrem Schicksal. Die usurpirten Herren des Landes belasteten es mit ungeheuern Auflagen, plünderten die Kaufleute und Geistlichen und übten die ärgste Bedrückung. Blutend unter der Geißel vierfacher Tyrannei, suchten, da in Constantinopel keine Hülfe zu erlangen stand, die Servier insgeheim Oesterreichs Beistand nach; aber dieses verrieth das Geschehene an die Zwingherren. Arglistig luden die letztern die Notabeln des Volks nach Belgrad zur Berathung, ließen die Versammelten meuchlings überfallen und ihnen die Köpfe abschlagen. Darauf durchzogen sie mit ihren Söldnern das von Entsetzen ergriffene Land, raubten, brandschatzten und plünderten, brannten Dörfer und Flecken nieder und schleppten die begüterten Einwohner als Geiseln in die Festungen. Aber als das Unglück des Volks den Hochpunkt erreicht hatte, als das Gefühl der Unerträglichkeit alle Herzen beengte, bedurfte es nur einer geringen Veranlassung, damit es sich erhebe zur Rache, wie ein grimmiger Tiger. Diese Veranlassung gab ein einfacher Landmann, der in Rainamika, einem Dorfe 20 Stunden von Belgrad, wohnte. — Cara Yorghi saß mit einigen Freunden zur Tauffeier seines zweiten Sohnes bei einem frohen Mahle, der Weinkrug zirkulirte häufig und das Gespräch über den Jammer des Landes trieb das Blut heiß durch die Adern. Da kommt ein Weib wehklagend in die Stube und erzählt, 30 türkische Soldaten wären in ihr Haus gedrungen, hätten Betten und Vorräthe geraubt, die Möbeln zerschlagen und ihren Mann, der Vorstellungen dagegen gemacht, jämmerlich geprügelt. Cara Yorghi, ein kühner, entschlossener Mann, springt auf, ergreift seine Waffen, die Andern folgen. Mit

der Beute der geplünderten Familie sieht er den Türkenhaufen lachend und schreiend daherziehen. Finstern Blicks tritt ihm Cara Yorghi in den Weg und fragt den Anführer nach der Ursache solchen Beginnens. Der würdigt ihn keiner Antwort; aber auf seinen Wink schlagen ein halbes Dutzend Türken auf den Servier an. Drei Kugeln durchfahren dessen Gewand; keine hatte ihn getroffen. Cara Yorghi springt in einen Hof, seine Begleiter ihm nach: glücklich erreichen alle das Haus des Yorghi. —

Seine erste Sorge gilt seinem Weibe und seinen Kindern. „Geht in den Wald," — ruft er ihnen zu — „und betet zu Gott um Stärke für mich und meine Freunde: und wenn wir fallen, um Barmherzigkeit für unsere Seelen." — Und nachdem er die Zaudernden zur Hinterthüre hinaus getrieben, verbarrikadirte er eilig die Zugänge des Hauses mit allerlei Holzwerk, Pflügen und Karren. Kaum ist's geschehen, so hört er das Brüllen der kommenden Türken. „Freunde! jetzt gilt's!" haranguirt er die versammelten Männer; „tausendgliedrig ist Serviens Kette; aber ein Glied zerrissen und das Ganze ist zerbrochen. Kommt, wir versuchen's mit Gott!" Ordnungslos stürmt der Türkenhaufe gegen das Haus. Da empfängt ihn eine Kugelsalve aus den Fenstern; jeder Schuß hat seinen Mann getroffen. Bestürzt weichen die übrigen zurück; die Servier stürmen mit dem Säbel in der Faust nach, und 25 von den 30 liegen erschlagen im Dorfe. Nur einer erreicht Belgrad und bringt dem Pascha die Kunde.

Der Pascha entsendet auf der Stelle 100 Reiter mit dem Auftrage, das Dorf und seine Bewohner zu vernichten.

Cara Yorghi war mittlerweile nicht müßig. Bei der bekannten Grausamkeit des Pascha sah im Dorfe Jeder ein, daß keine Wahl blieb, als zu siegen, oder zu sterben. Alle Einwohner ergriffen die Waffen, und Yorghi, ihr erwählter Anführer, legte die Mannschaft an einer den Weg nach Belgrad bestreichenden Anhöhe, die mit Obstbäumen bepflanzt war, in den Hinterhalt. Die Türken ließen nicht lange auf sich warten. Den ersten Schuß that Yorghi; er warf den türkischen Befehlshaber vom Pferde. Im nächsten Augenblick wälzten sich 35 Reiter in ihrem Blute; die übrigen ergriffen die Flucht. —

In Yorghi's Dorfe war ein alter Mann, der früher Schreiber bei einem Kadi gewesen. Er läßt ihn rufen. Schreibe, was ich Dir vorsage, ruft er ihm zu, und — er diktirte ihm eine Proklamation, die ganz Servien zur Nachfolge seines Beispiels auffordert. Noch an demselben Abend entsendet er sie durch Boten in vielen Abschriften an alle benachbarten Orte, und fordert jeden Empfänger zur weitern Verbreitung auf. Es cirkuliren 10,000 Abschriften in wenigen Tagen im ganzen Lande! Ueberall bilden sich im Nu Keime der Insurrektion, kleine Freikorps, und die Organisation eines allgemeinen Aufstandes schreitet mit Blitzesschnelle vor sich. Cara Yorghi versammelt alle Führer und schlägt die Wahl eines Oberhauptes vor. Melingos, ein durch seinen Charakter, seinen Reichthum und seinen Muth gleich ausgezeichneter Servier, erhält 12 Stimmen mehr, als der

unbemittelte Yorghi; aber jener lehnt die Wahl ab, umarmt Yorghi und nennt ihn den Würdigern. Einstimmig wird nun Yorghi als Insurrektionschef begrüßt! So ward der schlichte Bauer in wenig Tagen der Mann, in dessen Händen die Zukunft eines Volkes lag.

Yorghi begriff vollkommen alle Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte. Das Genie bedarf keinen andern Lehrmeister, als die Umstände. Yorghi dekretirte die Organisation des Heers, und setzte in einem Senate die oberste Verwaltungsbehörde ein. Sich selbst sprach er diktatorische Gewalt zu, zugleich gelobend, sie nur zur Befreiung des Vaterlandes zu gebrauchen und in den Stand des schlichten Bürgers zurück zu treten, sobald das Ziel errungen sey. Mit dem improvisirten Heere ging er dann gerade auf Belgrad los, wo sich die durch den allgemeinen Aufstand gefährdeten Truppen der 4 Pascha's zu einer ansehnlichen Streitmacht zusammen gezogen hatten. Mit unbeschreiblicher Kühnheit wagt er sogleich nach seiner Ankunft den Sturm auf die starke Festung. Er wurde abgeschlagen. Aber jeder Tag fast sah ihn erneuern. Endlich siegte die Begeisterung über die tapferste Gegenwehr: Yorghi, der Diktator, zog ein in das eroberte Belgrad. Drei der tyrannischen Pascha's (der vierte war bei der Belagerung geblieben) gingen in Fesseln vor ihm her; er ließ sie zum Marktplatze führen und da enthaupten zur Sühne für so viel von ihnen grausam vergossenes Blut. Dann proklamirte er eine allgemeine Amnestie für ihre Verwandte, Freunde und Anhänger; die Köpfe der Enthaupteten aber schickte er nach Constantinopel zum Sultan, und bat um dessen Schutz und Garantie für das Land zu einer künftig bessern und glücklichern Verwaltung.

Sultan Selim sandte 12 Commissarien, um die Zügel der Regierung zu ergreifen und die Ordnung wieder herzustellen; gab aber auf das Begehren Yorghi's eine blos ausweichende Antwort. Das Benehmen und die Handelsweise der Commissarien, die ihre Arbeiten mit dem Erheben rückständiger Steuern begannen, fachte Mißtrauen und Unzufriedenheit von neuem an. Das Volk, noch die Waffen in der Hand, schrie über halbe Maßregeln und forderte laut die Unabhängigkeit von Constantinopel. Am Ende stieg die Erbitterung so hoch gegen die Commissarien, daß man ihre Gefangennehmung und Hinrichtung verlangte. Vergeblich suchte Czerny abzuwehren. Er mußte nachgeben. Die Köpfe der Commissarien wanderten nach Constantinopel, wie vor ihnen die der drei Pascha's.

Selim, entrüstet, bot die ganze Heeresmacht seines Reichs zum Zuge gegen Servien auf. 70,000 Türken überflutheten verwüstend das arme Land. Mit Erfolg versuchten sich die weit schwächeren Servier in mehren Treffen gegen die Ueberzahl. Doch wurden sie endlich genöthigt, sich in die Festungen zurückzuziehen und in den Gebirgen den kleinen Krieg zu treiben, der mit der größten Kühnheit Jahre lang fortgesetzt wurde. Yorghi, in Belgrad belagert, wehrte mit unerschütterlichem Muthe tägliche Angriffe ab, und bekannte öffentlich seinen Entschluß, sich unter die letzten Trüm-

mer der Veste zu begraben. Da brach der Krieg der Pforte mit Rußland aus (1809) und verschaffte den Serviern Luft. Das türkische Heer zog großentheils ab, und Yorghi, der mit Rußland ein Bündniß schloß, blieb im festen Besitze der Gewalt, die er anwendete, um den Zustand des verwüsteten Landes zu verbessern und seine Wunden zu heilen. Der Friede sicherte endlich nach langem Kampfe Servien die Rechte, welche der Aufstand erstrebt hatte, und Georg Yorghi erkannte, daß nun seine Bestimmung erfüllt sey. Großherzig legte er hierauf die Gewalt von sich und zog sich in das Dunkel zurück. Wie ein Stern erster Größe hat er am Firmamente der Zeitgeschichte geleuchtet, wie ein Meteor ist er verschwunden. Nicht ein Ereigniß hat sich wieder an den Namen des außerordentlichen Menschen geknüpft, dessen Arm der Macht eines großen Reichs widerstanden, und den Servien als Begründer seiner Freiheit durch alle Zeiten ehrt. Unerkannt soll er in den Heeren der Verbündeten gegen Napoleon gekämpft haben und später auf Veranstaltung der Pforte ermordet worden seyn. Doch sind dieß Umstände, auf welchen noch ein geheimnißvoller Schleier ruht.

Nach Yorghi's Verschwinden kam einer seiner Freunde, Milosch Obronowitsch, an die Spitze der Verwaltung. Fürst Milosch (der Sohn eines armen Hirten) hat nicht blos den Beruf, sondern auch die Fähigkeit, fortzusetzen das Werk, was der Held vor ihm angefangen hatte. Eben so entschlossen, tapfer und edelmüthig, als dieser, ist Milosch gebildeter, voll natürlichen Sinns für Kunst und Wissenschaft, und der Civilisation mit Enthusiasmus zugethan. Jeder Servier hängt an ihm mit Liebe und spricht von ihm mit Stolz und Verehrung. Seine Aufgabe ist die schwierigere; denn er wird die Befreiung Serviens vom türkischen Joche ohne Schwert behaupten und sein Volk civilisiren.

Stadt Bücherei Elbing

E.&A.Willmann scul.

BURG ALTENSTEIN

im Frankenn

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCXXXII. Burg Altenstein in Franken.

Wie manche Stunde, lieber und getreuer Leser, haben wir mit schöpfendem Auge und saugendem Herzen zusammen schon gewandelt auf unsrer schönen Erde, zwischen den Perlenschnüren bethaueter Auen, durch sumsende Thäler, über schimmernde Höhen, durch dunkle, dampfende Wälder, oder durch Wüsten, brennende in Afrika's heißem Gürtel, und erstarrende in Asien's und Europa's Alpen. Mausoleen haben wir geöffnet, die Katakomben erforscht, Pyramiden erklimmt; wir haben die Geheimnisse der Orakel erlauscht und der Verehrung Gottes in allen Formen, am Ganges, wie am Nil, auf der Akropolis, wie am Grabe des Erlösers, beigewohnt. Die Palläste der Gewaltigen entgingen uns nicht, nicht die Kerker ihrer Opfer. Viel, viel haben wir mit einander gesehen, und viel, noch viel mehr mit einander empfunden; in jenen Augenblicken zumal, wo die Natur alle Röhren ihres Lebensstromes uns öffnete, oder wenn wir großen Menschen, die wir auf unsern Wanderungen trafen, an's Herz fielen, oder wenn große Erinnerungen und Ereignisse an uns vorüber zogen, wie die leuchtende Hand der Allmacht in der dunkeln Nacht der Geschicke. Und wir werden noch manche Stunde wandern, noch manche Gefühle tauschen mit einander, wenn in deinem und meinem Herzen und auf dem Staubkörnchen, über und unter welchem die Milchstraßen ziehen, das Leben fortschlägt. Wer möchte auch freiwillig zurückbleiben? ist doch unsere Wanderung so leicht; ist sie doch begabt mit jedem Reize und allem Genusse der Mannichfaltigkeit und Freiheit! Jeder Schritt führt uns zu einem interessanten Ziele, und an jedem Ziele strecken sich alle 64 Radien des Compasses als wegweisende Arme uns entgegen. Sehen wir einen Pallast: dreist gehen wir hinein; einen Tempel: wir treten zum Altare; ein blühendes Thal: wir steigen hinab; einen Wasserfall: wir schlendern ihm zu; einen Berg: wir klettern hinan; eine Burg: wir erklimmen sie; einen Strom, oder ein Meer: wir wiegen uns auf ihrem Busen. Jede schöne Blume darf uns fesseln, und jedem bunten Schmetterling, oder jeder ziehenden Wolke mögen wir Reisegefährten seyn, ohne unser Ziel zu verfehlen; denn wo wir weilen, ist es da, und jede Stunde, in der wir es erreichen, ist die rechte. Wer könnte bei einem solchen Weltreisen ermüden? —

Sieh da oben jene ergrauten Trümmer, Zeichen irdischer Hinfälligkeit, wie sie das Angesicht gegen das sinkende Tagesgestirn wenden und glühen, wie die Wangen eines betroffenen Schuldigen. Auf und hinan! Während wir dort die Sonne untertauchen sehen in dem goldenen Meer der reifenden Saat, oder hinter den duftenden, röthlich-blauen

Gebirgen, sollen uns die Trümmer ihre Geschichte erzählen. Wie sie trotzig und ernst auf ihrem starken Felsenhaupt sich recken! Wie die Gewölbe kühn über einander gesprengt sind in fünffachen Reihen, wie die Kunst noch blüht in den schlanken, zierlichen Fenstersimsen, wie die Thürme emporstarren aus den mächtigen Quadern, und die hohen Wälle den Leib des Trümmerriesen noch fest umgürten! Der erste Blick sagt schon, das sey kein gemeines Burgbild.

Unweit Schweinfurt, im ehemaligen fränkischen Gaue Grabfeld, sieht man auf dreien, im Triangel liegenden Bergen die Ruinen dreier Schlösser, ein Schmuck der ganzen Gegend. Der höchste der Berge trägt die Ueberbleibsel der schon im 12. Jahrhundert, auf Friedrich des Rothbarts Gebot, zerstörten Burg Bramberg; auf der andern Höhe ragen Raueneck's Trümmer; und die von Altenstein, mächtiger als jene beide, starren vom dritten Berge. Es ist dies das Stammhaus der noch in mehren deutschen Ländern blühenden und begüterten Freiherren von Stein, — ein Name, welcher in der Geschichte des Vaterlandes häufig ehrenvoll, nicht immer fleckenlos, erwähnt wird.

Schon in den Kämpfen der Franken und Sachsen, zu Pipin's und der Karolinger Zeit, kannte man das Geschlecht. Es hauste damals in einer noch ältern Burg, welche, nur an wenigen Substruktionen noch kenntlich und ¾ Stunden von der Altensteiner Ruine entfernt, die Heidenburg heißt. Die Zerstörung derselben fällt in die Zeit jener Kriege; und für Altenstein mag sie die seiner Erbauung gewesen seyn.

Die Steine von Altenstein waren ein rühriges, rüstiges, thatenfrohes, aber auch unruhiges und fehdesüchtiges Geschlecht. Schon in den ältesten Turnierbüchern, aus dem 10. und 11. Jahrhundert, werden sie erwähnt. Steine thaten sich in den Kreuzzügen hervor, kämpften als Johanniter- und Tempelritter, und ein Stein verpflanzte die westphälischen Vehmgerichte nach Franken. Noch zeigt man die unterirdischen Hallen, in welchen die furchtbaren Richter ihre Sitzungen hielten, heimlich Urtheil sprachen über ihre Geladenen, und Kerker sieht man, in deren Wänden die Vertiefungen, in welchen die Ketten befestigt waren, zu erkennen sind. Einen Steinblock, der in einem Gewölbe liegt, hält die Sage für die heimliche Richtstätte. Aber auch als Wegelagerer und Anführer war der Name Stein frühzeitig gefürchtet. Ein Heinrich von Stein steht 992 an der Spitze der aufrührerischen Bauern, welche das Joch der Geistlichkeit, die damals allmächtig war und das Volk mit Erpressungen aller Art belastete, mit Gewalt abzuschütteln versuchten. Ein Stein figurirte in den bekannten Grumbachischen Händeln als Haupträdelsführer und Mitschuldiger beim Morde des Fürstbischofs von Würzburg, Melchior von Bibra, und endlich als Strafgenosse des Grumbach, mit dem er, nach Vollstreckung der Reichsacht, auf dem Marktplatze in Gotha

enthauptet wurde. Als Brecher des Landfriedens waren Steine in des Faustrechts arger Zeit häufig berüchtigt und gefürchtet, und die Burg Altenstein Zeuge mancher Schauerthat, von Steinen begangen und durch ihre Helfer gethan. Schrecklicher jedoch als alles Verübte war die Vergeltung; eine That, die das Blut in den Adern gerinnen macht. Die Geschichte ist folgende.

In dem langen Kampfe der kirchlichen mit der Kaisermacht, war die Kraft der letztern gebrochen, die Achtung vor ihr untergegangen, und mit ihr die vor den Gesetzen des Reichs. Frech erhoben die Vasallen sich gegen die Lehnsherren, spotteten des Reichs und seines Haupts und machten ihr Schwert zum Gesetzbuch. Deutschlands Schreckenszeit war gekommen. Kein Recht galt mehr als das der Faust, und auf jeder Burg wehte das Panier der rohen Gewalt. Jeder dachte nur an Vergrößerung seiner Macht auf Kosten der Nachbarn. Ritter befehdeten sich, Städte kündigten ihren Lehnsherren den Gehorsam auf, Fürsten und Herzöge überzogen einander mit Krieg. Deutschland war zur großen Räuberhöhle geworden.

Für das rührige, kraftvolle und thatendurstige Geschlecht der Steine war das eine goldene Zeit. Generationen hindurch trieb es kein anderes Gewerbe, als Befehdung der benachbarten Ritter und die Wegelagerei im Großen. Die Altensteiner Schnapphähne waren zwanzig Meilen weit gefürchtet, und ihre Reisige wagten sich zuweilen bis an die Thore von Nürnberg und Erfurt, wenn es galt, reichen Kaufleuten aufzupassen und kostbare Gütertransporte zu plündern. Mit dem geraubten Gute erkauften sie Schlösser im Auslande, befestigten und erweiterten sie ihre Stammburg; diese stand im Rufe der Unüberwindlichkeit.

Zwölf Ritter von Stein haußten im Jahre 1250 auf dem Altenstein, alle Söhne eines Vaters, alle von gleicher Raubsucht, Riesen von Körper, tapfer und ohne Erbarmen. Jeder dieser schrecklichen Zwölfe hatte seine Knechtschaar, und, wie Wölfe aus ihren Höhlen, so zogen täglich sechse auf Raub aus, während die übrigen die Burg hüteten. Klüglich vermieden sie es Anfangs, ihrem nächsten Lehnsherrn, dem mächtigen und kriegerischen Fürstbischof Eiring von Würzburg, Ursache zur Beschwerde zu geben; wie aber der Erfolg des Bösen immer zur Verwegenheit spornt, so geschah es auch hier. Zuletzt machten sie zwischen den Unterthanen und Vasallen ihres Lehnsherrn und den Fremden keinen Unterschied mehr, überfielen Würzburgische Dörfer und Flecken und erhoben Brandschatzung von den benachbarten Städten.

Lange dauerte die Klage und entsetzlich wurde die Noth, ehe der Bischof den gefährlichen Zug gegen die Schreckens-Brüder wagte. Endlich erscholl ein allgemeines Aufgebot im Lande, und die Racheluft schaarte bald ein mächtiges Heer. 1254 brach der Bischof von Würzburg auf, und nachdem er die Altensteiner Haufen aus dem Felde geschlagen, berannte er ihre Burg. Lange lag er davor; vielmal versuchte er, sie zu erstürmen. An der Wachsamkeit und eisernen Tapferkeit der Brüder scheiterte jeder Anschlag.

Der Bischof versuchte nun List. Er begann Unterhandlungen mit den Belagerten, versprach ihnen Verzeihung des Geschehenen, wenn sie die Würzburgischen Lehnsleute künftig in Ruhe lassen wollten, und brachte es endlich dahin, daß ihm die Altensteiner ihre Burg öffneten und, als Zeichen der Versöhnung, den Bischof mit einer Anzahl Ritter und Reisige gastlich aufnahmen. Der Tag verging in Festlichkeit; fröhlich liefen des Abends die Pokale im Ritterkreise umher und nicht der leiseste Argwohn keimte in den unbefangenen Herzen der Steine. Nach aufgehobener Tafel zog sich der Bischof in seine Gemächer zurück; und nachdem der grausame, arglistige Mann seine Helfershelfer und den verkleideten Scharfrichter von Würzburg in Bereitschaft gestellt hatte, lud er die zwölf Brüder, unter dem Vorwande, daß er jedem eine besondere Mittheilung zu machen habe, der Reihe nach zu sich. Mitternacht war's; noch saßen die Arglosen mit ihren Kumpanen beim Weine und zechten. Da erschien der Page des Bischofs und forderte einen nach dem andern. Eilfe kommen, unbewaffnet, im Hauskleide. So wie sie eintreten, werden sie ergriffen, geknebelt, zum Richtblock geschleppt und enthauptet. Herdegen, der zwölfte der Brüder, zuletzt geladen, hat böse Ahnung, faßt unbemerkt ein Waidmesser und steckt es zu sich. Er tritt in das Mordgemach. Ein Blick auf die im Blute schwimmenden Leichen seiner Brüder sagt ihm, was ihn erwartet; da zieht er entschlossen das Messer, dolcht rechts und links die ihn Anfallenden nieder, und macht sich Bahn zum Bischofe, welcher, entsetzt, von einer dichten Schaar seiner Ritter geschützt, in das Seitenzimmer zu entfliehen trachtet. Schon blutet Herdegen aus vielen Wunden, er fühlt seine Kräfte schwinden und sieht die Unmöglichkeit, den Bischof zu erreichen. Da schleudert er, in einem Augenblicke, wo dieser den Kopf nach ihm wendet, ihm das Messer in's Gesicht, mit solcher Heftigkeit, daß es ihm die Nase aus dem Rumpfe trennt, und ruft ihm zu: „Meineidiger! nimm's hin als ein Angedenken!" und nun läßt er sich ruhig binden, zum Richtblock schleppen, und endigt, wie die Brüder vor ihm. Die Raubgenossen wurden in Fesseln geschlagen und zum Strange verurtheilt; die Leichen der zwölf Ritter aber an das Kloster Langheim zur Beerdigung ausgeliefert. Burg und Güter bekam Siegfried von Stein zu Lehen, ein Johanniter-Ritter und der nächste Erbe der Gemordeten.

Altenstein fiel im Jahre 1525 den aufrührerischen Bauern durch Ueberrumpelung in die Hände, welche es plünderten und zerstörten. Der Burgherr, Klaus Ludwig, commandirte damals als Feldhauptmann am Rheine. Als er von dem Unglück in der Heimath hörte, legte er sein Commando nieder, warb einige Fähnlein und zog schnell vor die Städte Ebern und Maroldsweisach, deren Bewohner bei der Zerstörung seiner Stammburg besonders thätig gewesen waren. Schrecklich war seine Rache: denn Viele der gefangenen Bürger ließ er geißeln und mehre vor ihren Wohnungen aufknüpfen. Darauf fing er an, sich, in Pfaffendorf, ein großes Schloß zu bauen,

Stadt Bücherei Elbing

GRÄTZ

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

und die ganze Bevölkerung der Gegend mußte Frohndienste dabei leisten. Es war kaum halb vollendet — da revoltirten die Fröhner, überwältigten des Bauherrn Lanzenknechte und schlugen ihn selbst todt. — Nach der Zeit wurde ein Flügel des alten Schlosses wieder aufgebaut und es blieb derselbe die Wohnung der Familie bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo sie in das neue Schloß zu Pfaffendorf zog. Also verlassen verfiel die Burg nun bald. Zwar versuchte man, die Kapelle mit den uralten Grabstätten einige Jahrzehnte länger in baulichem Stande zu erhalten; doch hat auch sie das Schicksal der übrigen Gebäude schon längst getheilt.

CCXXXIII. Grätz in Steyermark.

Eine Reise von Wien nach der reizenden Hauptstadt Steyermarks ist eine wahre Wallfahrt im Heiligthume der Natur. Zuerst zeigt sie des gesegneten Oesterreichs üppigste Gegenden, dann thun die Alpenlandschaften Steyermarks sich auf. Schon von St. Pölten aus beginnt ein Wettlauf des Schönen. Mannichfaltig entwickeln sich die Formen der Berge, Hügel und Gehölze; es wechseln Felder und Auen, enge Gründe und breite Thäler. Bald führt die Straße in Krümmungen neben Waldströmen hin, an welchen Mühlen klappern, Hammerwerke pochen und Schmelzhütten leuchten; bald übersteigt sie vortretende Gebirgsjoche; bald schreitet sie auf Viadukten und Brücken über Abgründe und Schluchten, auf derem Boden ungestüme Bäche rauschen.

In dem Cyklus von Landschaftsgemälden, welche das Unterwegs von Wien nach Grätz schmücken, gebührt der Gegend von Maria Zell unbestritten der Preis. Zwischen lachenden Gebirgsthälern und fernen, beschneieten Alpen, steigen alle Straßen, welche nach jenem berühmtesten Wallfahrtsorte Oesterreichs führen, aufwärts, und indem sie die reinern Regionen des Aethers durchschneiden, stimmen sie die Seele empfänglicher für das Vergessen des Irdischen und für Andacht. Wenn der Mensch himmelwärts steigt, denkt er leichter an den Himmel. Das wußten schon die ältesten Menschen, und darum bauten sie ihre ersten Altäre und Tempel auf den Höhen.

Nach langem, langem Steigen schieben sich endlich die Massen aus einander. Sieben in weitem Halbkreise neben einander stehende Bergkegel mit glänzenden Firsten breiten, wie ein Candelabar, ihre Arme den Pilgerschaaren entgegen. Zell, das Haus der Gebenedeieten, liegt an ihrem Fuße.

Es ist eine große, prächtige Kirche, mit schimmerndem Kupferdache, von einem hübschen Dom und drei Thürmen überragt. Doch ist sie blos die äußere Hülle, das Gehäuse des eigentlichen Gnadenhauses. Dieses, ein kleiner Tempel von schwarzem Marmor, steht in der Mitte der Kirche. Er ist mit Silber gedeckt und mit schweren Goldstoffen behangen. Massiv von Silber sind die Thüren; von demselben Metall das Gitterwerk, mit Silber belegt die Wände. Das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau steht auf hohem Postamente, angethan mit weißem Atlas, auf welchem tausende von Edelsteinen funkeln. Auf dem Haupte trägt sie eine Krone von Rubinen und Diamanten. Ueber ihr, unter einem Dome von Silber, hängen goldene Lampen. Das Ganze macht auf Denjenigen, der sich in der höchsten Stimmung zur Andacht naht, einen unauslöschlichen Eindruck.

Aber auch die Gegensätze des Würdigen fehlen an diesem geweihten Orte nicht. Tausende von Votivbildern liegen, mit Staub und Schmutz bedeckt, ohne Ordnung umher; die Wände des Tempels sind mit Flittertand, mit silbernen, hölzernen und wächsernen Beinen und Armen, mit Krücken und andern dergleichen Opfergaben, in widerlichem Durcheinander, behangen, und innerhalb der Kirche hat die Habsucht ihre Waaren ausgelegt: Kreuze, Rosenkränze, Heiligenbilder, Votivsächelchen, Wachsstöcke, Kerzen ꝛc. ꝛc., und sie bietet sie den sich andachtsvoll Nahenden frech und zudringlich zum Kauf an. Man denkt beim Anblicke dieses Trödelkrams unwillkührlich an die Worte Christi: „Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht!"

Dem Reinen ist Alles rein und dem wahren Gläubigen irrt auch der Wucherer nicht, der mit dem Geweiheten in des Herrn Hause Schacher treibt. Unzugänglich einem andern Gefühl, als dem der Zerknirschung, oder der beseligenden Andacht, liegen die Schaaren der Wallfahrer vor dem vergitterten, schimmernden Gnadenbilde auf den Knieen, oder sie küssen der Kirche heiligen Boden. Einige singen Hymnen, Andere beten laut, wieder Andere schlagen sich, stumm, aber die Lippen bewegend, voller Demuth die Brust. Man sieht allerlei Trachten und hört beten in vielerlei Sprachen. Böhmische Lobgesänge, ungarische Lieder, slavische Litaneien, deutsche Paternoster schallen durcheinander. Allem Volke scheint die Zunge gelöst, wie beim Bau von Babel, aber keines läßt sich von dem andern stören; Alle sind eins durch ein Gefühl, das der Andacht. Zuweilen öffnet ein Priester die silberne Gitterthür, und ein Strahl von dem schimmernden Bilde fällt beseligend auf das betende Volk. „Hosianna!" hallt's dann im Tempel; „Hosianna!" antwortet die Menge draußen; „Hosianna!" schallt's von den Schaaren der Kommenden aus der Ferne wieder.

Man sagt, Niemand bewache den Schatz der Kirche. Wie dem auch seyn mag, gewiß ist, daß man niemals von einem Diebstahl gehört hat und der Glaube im Volke allgemein ist: jede frevelnde Hand würde gelähmt, welche sich in räuberischer Absicht dem Heiligthume nahe.

Die Zahl der Wallfahrer, welche, in großen Caravanen, aus allen Theilen des Kaiserstaats jährlich nach Maria-Zell pilgern, übersteigt 80,000.

Von Mariazell geht die Straße abwärts durch tiefe Thäler, wo Bergwerke, Eisengießereien, Hütten- und Hammerwerke ein regsames Leben zeigen, den hohen Seeberg hinan, und von da zwischen Gebirgswüsten hin, in denen der Schnee bald in breiten Feldern aufgeschichtet ist, bald sich in langen Streifen an den dunkeln Granitrücken niederschlängelt. Es ist hier schon vollkommene Hochalpenwirthschaft. Mehre Sennhütten liegen auf den grünen Matten in geringer Entfernung vom Wege, und das Geläute der weidenden Heerden, das melodisch durch die Gebirge forttönt, die Wolken, die unter dem Reisenden an den Bergen hinziehen und wie eine graue Scheidewand die niedrigere Erde von den reinen Regionen, in denen er wandelt, und dem lichtblauen Himmel trennen, wiegen ihn in süße Träume von Ruhe und Abgeschiedenheit. Doch bald geht's wieder bergunter, und die Hammerwerke des Seebacher Grundes wecken den Träumer in's thätige Leben zurück. Das tiefe Thal wird bei Terl, zwei Posten von Grätz, zur Schlucht, die ihre Felswände so eng zusammenrückt, daß nur für den wilden Waldstrom und die Kunststraße Raum bleibt. Immer abwärts windet sie sich bis Bruck, der letzten Station, und von da bis Gratwein zeigt sie noch einmal alle Schönheit der Felsennatur. An zum Theil senkrechten Wänden, welche die Zeit mit Moos und Schlingpflanzen bekleidete, rieseln hier und da Quellen herab, und an mehren Stellen ist das Gestein tief ausgehöhlt und zu Grotten gebildet. An einer Stelle ist die Straße durch den Felsen gesprengt und macht einen Hohlweg. Dumpf rollt der Wagen auf glattem Felsengrunde hin, den alte Eichen von hoher Bergwand überschatten und plötzlich bricht, bei einer Wendung des Weges, der Blick in ein weites, fast rundes Thal, aus dessem Mitte sich der Grätzer Schloßberg erhebt, und an dessem Abhang siehst du die Stadt selbst, dein Ziel.

Der Bergkessel, von welchem Grätz umschlossen wird, ist ein wahrer Zauberkreis, in welchem die freigebige Natur Schönheiten der mannichfaltigsten Art versammelte. Schlängelnd durchzieht ihn die Mur, wie ein vielgewundenes Silberband, an welches sich Mühlen und Fabriken, Gärten und Landhäuser, Kornfelder, Triften mit Baumgruppen, bunte Wiesen und Rebenhügel reihen. Außerhalb des Kreises machen ein paar einzelne Berge gleichsam die Wacht und auf mehren stehen alte Burgen, oder blinken Kapellchen. Aber tiefer im Hintergrunde steigen die Bergterrassen empor, wie die Wellen eines sturmgepeitschten Meeres, bis sich der Blick in die Gletscherwelt der Hochalpen verliert. So blickt der innere Mensch über das bunte Erdenleben hinaus in die Ewigkeit. —

Grätz ist römischer Gründung. Es theilte das Schicksal der meisten Römercolonien dieser Gegenden, wurde in der Völkerwanderung zerstört und erscheint erst im 9. Jahrhunderte wieder als Stadt. Ihre vortheilhafte Lage im Mittelpunkte des Steyerischen Landes erhob sie, als dieses seine eigenen Fürsten bekam, im 11. Jahrhundert, zur Residenz und Hauptstadt. Nach dem Aussterben des Herzogsgeschlechts, mit Ottokar dem Sechsten, kam das Land an Oesterreich. — Gegenwärtig ist die Stadt eine der schönsten und freundlichsten in Deutschland, und sie zählt in 2700 meistens wohl gebauten Häusern über 40,000 Bewohner. Die eigentliche, die alte Stadt, ist theils durch den Strom,

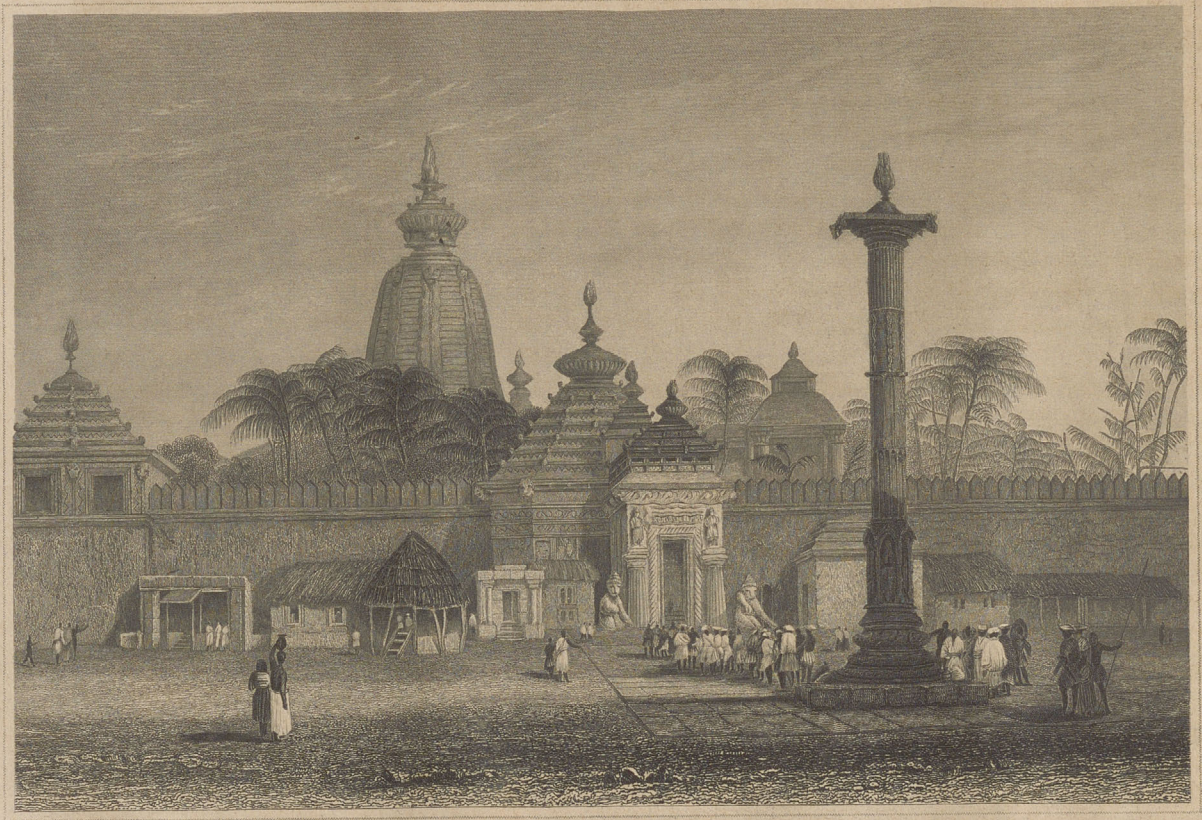
theils durch das Glacis der ehemaligen, jetzt in Promenaden verwandelten Festungswerke, von ihren Vorstädten geschieden.

Ein hoher Grad von Bildung ist unter den mittlern und höhern Ständen allgemein verbreitet. Wenige Orte gleicher Größe werden aber auch eine so große Anzahl von Anstalten aufzählen können, die der Bildung und Erziehung recht eigentlich gewidmet sind. Die 1827 neuerrichtete Universität hat einige berühmte Lehrer, erfreut sich einer zunehmenden Frequenz, besitzt eine Sternwarte, ein vortreffliches physikalisches Cabinet und eine reichhaltige Bibliothek. Das Johanneum, eine ständische Stiftung, gibt Jedem, der sich unterrichten will, die reichsten Hülfsmittel an die Hand: man hat eine Auswahl der besten wissenschaftlichen Journale in mehren Sprachen, eine geordnete Geschäftsbibliothek von 15,000 Bänden, einen botanischen Garten, technische, naturhistorische und antiquarische Sammlungen. Hier werden von allen Ständen häufig besuchte Vorlesungen über Mineralogie, Zoologie, Botanik, Landwirthschaft und gewerbliche Chemie gehalten; auch besteht eine eigene Stiftung für öffentliche Vorträge über Vaterlandskunde und Geschichte, und eine musterhaft eingerichtete Leseanstalt setzt die neuesten und wichtigsten wissenschaftlichen Werke, sowohl deutsche, als ausländische, in Cirkulation.

Ferner befindet sich hier ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, eine polytechnische Schule und eine Kunstakademie, mit welcher schöne Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen und Gypsabdrücken vereinigt sind; auch eine gut eingerichtete Cadettenschule und ein Militärknaben-Erziehungsinstitut. Die Menge mildthätiger Anstalten gibt eben so schöne Zeugnisse von dem Wohlthätigkeitssinn der Einwohner, als von dem humanen Geist der Regierung, welche diese Institute pflegt und reichlich unterstützt. Ich nenne unter vielen: das allgemeine Krankenhaus; die Gebär-, Findel-, Waisen- und Irrenhäuser; das Institut für die Versorgung verarmter, oder arbeitsunfähiger und altersschwacher Kaufleute und Handlungsdiener; eine Pensionsanstalt für Privatbeamte; ein Hospital für arme Dienstboten und Handwerksgesellen, und ein Mädchen-Krankenhaus, letzteres unter der Leitung der Elisabethiner-Nonnen. Handel und Industrie, getragen von der Bildung seiner Bewohner, blühen in Grätz ausnehmend, und an 11,000 Menschen finden in den hiesigen Fabriken ꝛc. ꝛc. ihren direkten Unterhalt. Mehre sind Anlagen in sehr großem Maßstabe, welche die Arbeiter zu Hunderten beschäftigen: z. B. die Kattun-, Tuch- und Wagenmanufakturen und die Zuckerraffinerien. Fünf Buch-, zwei Kunst- und Musikalienhandlungen und drei Buchdruckereien befördern den geistigen Verkehr.

Wie überall, so gibt es auch in Grätz einige Dinge, die Niemand ungesehen läßt, und die man in einer auch noch so kurzen Beschreibung ungern vermissen würde. Der erste Besuch des Fremden gilt gemeinlich der Domkirche, die einige gute Bilder und hübsche Skulpturen bewahrt. Dann dem Mausoleum, der Grabstätte Königs Ferdinand des Zweiten, ein merkwürdiges Werk der Baukunst in korinthischem Styl, mit seinen 2 schönen, von vergoldetem Kupfer überdeckten Kuppeln. Ein angebauter hoher Thurm verunstaltet mehr, als er ziert. Die

Stadt
Bibliothek
Elbing



ORISSA

Haupttempel des Jug'gernath zu Pooree

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Königsgruft ist prachtvoll geschmückt; man steigt, bei Fackelschein, auf Marmortreppen hinab. Ferdinand mit seiner Gemahlin und seinem Sohne ruhen in Sarkophagen von röthlichem Jaspis. Ueber dem Ferdinand's lies't man die prophetischen Worte: SEMEN EIUS HAEREDITABIT TERRAM! — Die Burg, die alte Residenz der Herzöge, ist ein unermeßliches Gebäude mit 4 Höfen; nahe dabei sieht man den Tummelplatz, jetzt ein Markt, wo die steyerischen Ritter einst ihre Turniere hielten. Im Landhaus (für die steyerischen Stände), befinden sich die uralten Insignien, der Herzogshut, Mantel, Sporen und der goldene Pokal aufbewahrt. — Das Rathhaus, der gräflich Attem'sche Pallast, das sogenannte Conviktgebäude, das größte in der ganzen Stadt, sind sehenswerth. Außerhalb Grätz ist der Schloßberg mit seinen Visten, herrlichen Anlagen und den malerischen Ruinen der Citadelle, aus welcher blos noch ein hoher Thurm, wohlerhalten, hervorragt, derjenige Punkt, welcher zunächst anzieht; etwas entferntere sind Schloß Gösting, auf hohem Kalkfelsen mit herrlicher Aussicht; Schloß Eggenberg; die Kapellen und Klöster Reine, Straßengel, St. Martin, Klause Maria Grün, Maria Straßgang und Maria Trost; letzteres, nach Maria Zell, der besuchteste Wallfahrtsort des Landes.

CCXXXIV. Der Juggernath-Tempel zu Pooree in Orissa.

Wunderbar sind die Vorstellungen von Gott bei den Völkern des Orients. Der Chinese verehrt ihn im Fo; der Japanese im Budso; der Einwohner von Zeylon im Buddha; im Chetiah der von Laos; der Peguaner im Ptah; der von Thibet im Budd und im La. Alle diese Nationen stimmen zwar in einigen Punkten ihrer Vorstellungen überein, verehren ihren Gott durch Fleischeskreuzigung und Fasten, beten zu ihm als Mittler und Versöhner, theilen seinen Haß gegen den Gegengott (Teufel) und feiern seine Kämpfe über denselben und seinen Sieg. Aber in ihrer Gotteslehre sind sie sonst gänzlich verschieden. Hier predigt der Japanesische Bonze im gelben Kleide die Ewigkeit der Seele, als Wanderung durch verschiedene Körper, und nahe dabei leugnet der Sinkrist ihr von den Sinnen gesondertes Daseyn, nennt sie eine bloße Wirkung der Organe, und schwört, sie vergehe mit ihnen, wie der Ton mit dem Instrumente. Dort empfiehlt der Priester von Siam mit geschornen Augenbraunen Allmosen, Buße und Opfer, während er an ein blindes Geschick, an ein unbewegliches Verhängniß glaubt. Der Ho-Chang-Chinese opfert den Seelen seiner Aeltern, und der Anhänger des Confuzius knüpft an die Bewegung

der Himmelskörper des Menschen Geschick. Jenes Kind, umgeben von einem Schwarm von Priestern mit gelben Hüten, ist der große Lama — der eingefleischte Gott des Thibetaners. Auch der Calmücke glaubt mit ihm, Gott könne nur in einem Menschenkörper wohnen, und Beide lachen über die Dummheit des Bengalesen, der den Mist der Kuh verehrt, während ihnen doch selbst die Exkremente ihres Oberpriesters heilig sind. — Wem gehören jene ungestalten Abbildungen, doppelter, dreifacher, vierfacher menschlicher Figuren, mit Löwen, Schweins- und Elephantenköpfen, mit Fisch- und Schildkrötenschwänzen u. s. w.? Das sind die Vorstellungen der indischen Völker, die Gott in den Thieren und die Seelen ihrer Aeltern im Ungeziefer suchen; jener Völker, die Freistätten stiften für Vögel, Schlangen und Ratten und den Pariah verhungern lassen; die sich von der Berührung ihres Nebenmenschen befleckt wähnen, während sie ihre Seele zu reinigen glauben, wenn sie sich im Kothe wälzen.

Auch sie, die Indier, haben eine Dreieinigkeit Gottes. Sie haben einen Gott-Vater im Bramah; aber der hat keine Tempel mehr, obschon er Schöpfer des Weltalls ist. Wischnuh ist die zweite Person ihres dreieinigen Gottes — der Gott Erhalter. Erhalter soll er seyn, und doch verehrt man ihn unter der Gestalt eines Ungeheuers, halb Eber und halb Löwe, wie er menschliche Eingeweide zerreißt, oder als Pferd, mit einem Schwerte gerüstet, auszutilgen die Gegenwart und die Erde zu zerstören; zum Sekundanten geben sie ihm einen Drachen, berufen, mit gespieenen Flammen die Himmelskörper zu verzehren. — Die dritte Person ist der Gott der Verwüstung — Schiwa! und mit der nämlichen Consequenz des Widerspruchs gibt ihm die Priesterweisheit das Zeichen der Erzeugung zum Sinnbilde. Schiwa und seine Sippschaft, männlichen, und weiblichen, und Zwittergeschlechts, finden noch allein Anbeter in Menge, und die Bacchanalien, ihre Feste, die Theilnahme der grob-sinnlichen Massen. Alle diese Götter, — so versichern die schlauen Priester! — bedürfen nichts; und doch fordern sie ihre Verehrer unaufhörlich zu Gaben auf; sie sind allmächtig, sagen sie, und erfüllen die Welt; und doch bannt ein bettelnder Brahmine sie mit einigen Worten in einen Götzen, oder in ein Gefäß, um nach Willkühr ihre Gunst zu verkaufen; sie sind, sagen sie, ein Muster der Keuschheit und Schamhaftigkeit; und doch machen sie die Wollust zu ihrem Ritus, und lassen das unzüchtige Bild des Lingam öffentlich mit Blumen krönen und mit Milch und Honig besprengen. —

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war der Geist des Priesterthums gar selten ein guter Geist, und in seiner Ausartung war er stets für die Menschen ein Herd der sittlichen Fäulniß und der Verdummung. Indessen hat nie eine Priesterkaste in dem Betruge leichtgläubiger Nationen es so weit gebracht, als die Brahminen. Ihre Geheimlehre enthüllt den Geweiheten das raffinirteste System zur völligen Unterjochung des menschlichen Geistes, und reduzirt ihr Können und ihr Wissen auf die Kunst des Betrugs und der Arglist. In der Religion erkennen sie blos das bequemste Werkzeug zur Verhüllung ihres Geizes, ihrer Habsucht und ihrer Faulheit; in dem Vorgeben, mit Geistern in Gemeinschaft zu stehen, den leichtesten Weg, den eigenen Willen als Orakel zu verkündigen. Sie behaupten, in den Sternen lesen zu können, als Mittel, das Schicksal der Menschen nach ihren Absichten

zu lenken; sie geben den Göttern alle Attribute der Macht, damit es ihren Leidenschaften an keinem Werkzeuge gebreche; sie erfinden tausenderlei Opfer, um die Milch der Heerden, das Fett und Fleisch der Opferthiere, die ersten und ausgesuchtesten Früchte des Ackerbaus, das mühsam erworbene Geld des Fleißes und der Geschicklichkeit an sich zu bringen: und unter der Maske der Frömmigkeit verschlingen sie die Opfer der Götter, die nicht essen, und rauben bei ewigem Nichtsthun den Unterhalt der arbeitenden Völker.

Dank der Vorsehung, das Erbe dieser Betrüger wird mit jedem Tage kleiner, und ihr Gestirn, das schon lange kein aufsteigendes mehr gewesen ist, geht schnell unter. Den höhern Kreisen der indischen Bevölkerung ist die Lehre der Brahminen meistens entfremdet, und nur bei den rohen Massen hat sie noch Glauben. Von diesem leben die Brahminen, und ihn sich zu erhalten, bieten sie alle Taschenspielerkünste auf, rufen sie alle Hülfsmittel unaufhörlich in's Feld.

Als eins der mächtigsten hat die Priesterkaste die Kunst gefunden, unter dem Titel der Gottesverehrung den Sinnen die gröbsten Feste zu bereiten. Zu diesem Behufe unterhält sie in allen Theilen Indiens eigene Tempel und bietet die Theilnahme an den zu bestimmten Zeiten in denselben stattfindenden Orgien, als der Gottheit wohlgefällige, sündenreinigende Werke, dem Volke zum Kaufe an. Jeder solcher Tempel wird dadurch zum Wallfahrtsort für Hunderttausende, und zur reichsten Fundgrube des Lasters, des Elends und — worauf es eigentlich allein abgesehen ist, — zu jener der priesterlichen Habsucht.

Unser Bild führt uns auf die Schwelle des berühmtesten und ältesten Schauplatzes jener scheußlichen Mysterien: zum Tempel des Juggernath in Orissa. Seine Erbauung geht in's 12. Jahrhundert zurück; und von der Größe des Gebäudes kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß in seinem Raum, den eine Mauer einschließt, 3000 Priester wohnen, die 400 Köchinnen und 1200 Mädchen und Tänzerinnen zum Dienste der Gläubigen und Wallfahrer unterhalten. Alle Tempeltheile und Wohnungen sind von Marmor, und von innen und außen mit Skulpturen der ekelhaftesten Vorstellungen bedeckt, welche des Orts Bestimmung verrathen.

Die Feste beginnen in der Mitte des Juni. Schon mehre Tage vorher fängt das Kommen der Pilgerschaaren an, die am Tage der Festeröffnung zu Hunderttausenden sich versammeln. Die unförmliche Bildsäule des Götzen wird auf ein 60 Fuß hohes, vergoldetes Gerüst mit Rädern gesetzt, 20 weiße Elephanten, eigends für den Dienst des Gottes unterhalten, davor gespannt, und unter dem Schall der fürchterlichsten Musik und dem Freudengeschrei des Volks, von den Brahminen auf eine Anhöhe geführt. Hierauf wird Jeder, der den gesetzten Preis entrichtet, Mädchen, Männer, Bursche und Weiber, in den Tempel gelassen. Acht Tage dauern die Feste, deren Beschreibung die Feder verweigert; den Beschluß macht das feierliche Wiederheimholen des Götzen.

Man rechnet, daß an diesem einzigen Orte jährlich mehr als 200,000 Wallfahrer den Priestern Tribut zahlen, von denen die meisten der ärmern Klasse zugehören, welche die Himmelstage, wie sie dieselben nennen,

oft mit ihrem ganzen Hab und Gut erkaufen, und eben so oft mit ihrem Leben bezahlen: — denn, da fast alle nicht eher den Tempel verlassen, bis sie im Wahnsinn des Genusses den letzten Heller und die letzte Körperkraft verzehrt haben, so gehen durch Hunger, Verzweiflung, Krankheit und Elend aller Art auf dem langen Rückwege, in der Regenzeit, viele Tausende zu Grunde. Gemeinlich bricht unter den in großen Zügen auf freiem Felde lagernden Pilgern die Cholera aus, und dann gleicht jedes Nachtlager dem Pferche einer von der Pest ergriffenen Heerde: — Hunderte bleiben todt, oder krank, zurück und werden den Raubvögeln und wilden Thieren zum Fraß.

CCXXXV. Neuburg in Bayern.

Auf den Raum von wenigen Zeilen beschränkt, eilen wir dieser reizenden Parthie der obern Donau mit flüchtigem Blick vorüber. Neuburg ist ein freundliches Städtchen von etwa 6000 Einwohnern; sein Schmuck ist das prächtige Schloß, das den Rücken eines Felsen einnimmt, welcher sich malerisch über dem Donauspiegel erhebt. Früher war es eine fürstliche Residenz, und es enthält, neben einer Gallerie historisch merkwürdiger Portraits, eine berühmte Sammlung alter Waffen und Rüstungen, welche im großen Saale, nach der Zeitfolge geordnet, zweckmäßig aufgestellt ist.

Inhalts-Verzeichniss
des fünften Bandes

48 Ansichten und Beschreibungen von:

	Bild.		Bild.
Ansicht aus der Schweiz. Titelblatt		St. Malo	44.
Dom zu Lavgod in Spanien	3.	Genua	45.
Salzburg	8.	Der Sinai	51.
Das Cap der guten Hoffnung	11.	Die Moschee Omars bei Jerusalem	51.
Die Stammburg Nassau	15.	Falmouth in der Grafschaft Cornwallis in England	53.
Lubeck am Lorenzstrom in Canada	17.	Das Königsschloss in Madrid	55.
Die Ruinen Sayn	24.	Antiochia in Syrien	58.
Ansicht von Frankfurt, oder das Rententhor	25.	Marocco	60.
Das Schloss Rheinfelsbrunn bei Gotha	25.	Schloss Theben in Ungarn	61.
Die Emundiskirche Abtei Mölk in Österreich	29.	Constantine	65.
Cyprus, Hauptstadt auf der Insel Cypern	31.	Das Innere von Cadix	71.
Barnard-Castle in der Grafschaft Durham in England	33.	Die Kathedrale Wassily-Blaggennoi in Moskau	73.
Hebrons und Abrahams Grab in Palestina	35.	Der Friedrichsbrunnen bei Marienbad in Böhmen	75.
Burgos in Spanien	37.	Das Universitätsgebäude zu Göttingen	77
Lüneburg	38.	Rudelsburg und Saaleck in Thüringen	80.
Ruinen von Djerasch, (Gerasa) in Syrien	41.	Madagascar	84.

	Seite:
Der Donaustrudel in Niederösterreich	87.
Der Himalajah vom Thale Kursalee in Hoch-Indien	88.
Segovia, in Spanien	91.
Spanischbrin bei Innsbruck im Inngebirge	95.
Die Lauterbrunnthal in Helvetien	101.
Die Pfahlgrabmäler bei Derbi in Neuandalusien	103.
Die Ferdinandsbrücken in Wien	105.
Die Gleichen und Mühlberg in Thüringen	108.
Die heiligen Quellen des Ganges	113.
Die Kathedrale in Sevilla in Spanien	116.
Schloß Neuhaus bei Paderborn	118
Belgrad in Servien	119
Burg Altenstein, in Franken	125
Grätz in Steiermark	129
Der Juggernath-Tempel zu Pforn in Orissa	133
Neuburg in Bayern	136.

BIBLIOTEKA W. TORUŃSKIEGO UNIWERSYTETU

KD.2907.5
nr inw. 3109